



zur debatte

6/2016

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



2
Manfred Weber hat ein Zehnpunkte-Programm für die Zukunft Europas



7
Dr. Ulrike Guérot fordert eine europäische Republik



5
Mehr politische Legitimation in der EU ist das Ziel von Prof. Dr. Dieter Grimm



13
Innenminister Joachim Herrmann zeigt Strategien der Flüchtlingspolitik auf



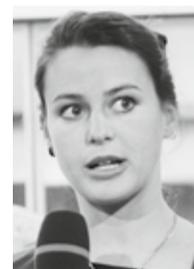
16
Caritas-Präsident Prälat Dr. Peter Neher wünscht sich Brücken statt Mauern



19
Einen Aufruhr im „Plastozän“ sieht Prof. Dr. Cordt Zollfrank



23
Bruno Jonas sucht „Vertrauen in die Welt“



29
Julia Manske fragt sich, ob Digitalisierung eine Chance für die Entwicklungspolitik sein könnte

Europa – Nachdenken über unseren Kontinent



Reflexionen und Diskussionen zur Zukunft Europas waren in den vergangenen Monaten ein Schwerpunkt der Akademiearbeit. Rund 300 Gäste waren am Abend des 1. September 2016 in die Katholische Akademie Bayern gekommen, um einem Entscheidungsträger auf europäischer Ebene zuzuhören. Mit Manfred Weber (CSU), dem Vorsitzenden der Fraktion der Europäischen Volkspartei (EVP) im EU-Parlament, war einer der einflussreichsten und profiliertesten Europapolitiker in der Akademie zu Gast. Der Abgeordnete aus Niederbayern, auch einer der stellvertretenden Vorsitzenden der CSU, sprach zum Thema „Die EU am Scheideweg?!“ Manfred Weber hielt ein engagiertes, leidenschaftliches Plädoyer für Europa und fasste seine Rede für den Abdruck in unserer Zeitschrift in zehn Thesen zusammen. Bereits im Frühjahr sprachen und diskutierten der frühere Bundesverfassungsrichter Dieter Grimm, die Politologin Ulrike Guérot und Münchens ehemaliger Oberbürgermeister Christian Ude über Wege aus der Legitimationskrise, in der die Europäische Union steckt. In unserer Veranstaltung „Europa – die Macht und das Recht“ am 25. April 2016 plädierte Dieter Grimm für mehr demokratisch legitimierte, politische Entscheidungen, Ulrike Guérot sogar für eine europäische Republik und Christian Ude beklagte, dass EU-Organe die eigenen Gesetze außer Kraft setzten, wenn es opportun sei.

Noch sind es 28 Flaggen, die zusammen mit der Europafahne vor dem Europäischen Parlament in Straßburg wehen.

Foto: dpa/Daniel Kalker

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Am 22. Dezember 1216 hatte Papst Honorius III. die Ordensregel bestätigt. Und so konnte der gebürtige Spanier Dominikus zusammen mit sechs Mitstreitern in Toulouse das erste Kloster des „Ordens der Predigerbrüder“ gründen. Dominikaner, Franziskaner, Zisterzienser, und sehr bald deren weibliche Zweige – das waren starke Reformbewegungen jener Kirche, die geistiger Aufbrüche und religiöser Erneuerung bedurfte. Zu den dominikanischen Charakteristika gehörten eine radikale Lebensform im Herzen der aufblühenden selbstbewussten Städte und Leidenschaft für Reflexion des Glaubens an einer neuen europäischen Institution, nämlich der Universität. Vielleicht entdeckt man ja in solcher Gemengelage Parallelen zu unserer heutigen Situation?

Wie dem auch sei, anlässlich des Jubiläums „800 Jahre Dominikanerorden“ gab es eine informative und geistlich geprägte Veranstaltung der Akademie in Regensburg. Bischof Rudolf hatte eingeladen. Zusammen mit den Verantwortlichen vor Ort und in enger Abstimmung mit der „Süddeutsch-Österreichischen Dominikanerprovinz vom Hl. Albert“ war ein Tagungsprogramm erarbeitet worden, das wesentliche Dimensionen der dominikanischen Tradition aufzuzeigen verstand.

Weil es dieser große thematische Bogen anbot, aber auch, weil häufig nachgefragt wurde, haben wir zusätzlich zur gewohnten „debatte“ ein eigenes Sonderheft erstellt, das dieser Ausgabe beiliegt.

Aus deren Texten lässt sich auch erahnen, welches Charisma von Lebensfreude und zugleich Mitgefühl Dominikus hatte. Für beides jeweils ein Zitat. Mit vierzehn Jahren bereits hatte Dominikus begonnen, an der Domschule zu Palencia Philosophie und Theologie zu studieren. Als aber eine Hungersnot ausbrach, verkaufte er seine Bücher, um Arme zu unterstützen. Die Begründung: „Wie kann ich über toten Häuten studieren, wenn hier die Menschen an Hunger sterben“.

Und als er am 6. August 1221 auf dem Sterbebett lag, soll er bekannt haben: „Ich habe in allem nach Vollkommenheit gestrebt. In manchem habe ich Sie erreicht. In einem aber bin ich unvollkommen geblieben. Viel lieber als mit euch, mit meinen Brüdern, habe ich mich stets mit jungen Frauen unterhalten.“

Schön wäre es, wenn die Texte in unserem Sonderheft spürbar machten, was die Dominikanerin Katharina von Siena so formuliert haben soll: „Der Orden des heiligen Dominikus ist wie ein Garten, unermesslich schön, voll Duft und guter Laune.“

In diesem Sinne „gute Laune“,

Ihr



Florian Schuller

Zehn Punkte zur Selbstbehauptung Europas

Manfred Weber, MdEP

Einst wurde die Europäische Einigung in Sonntagsreden beschworen. Heute ist sie in vielen Bereichen mit großem Erfolg Wirklichkeit geworden: Auf keinem Kontinent der Welt leben die Menschen in gleicher Weise in Frieden, Freiheit, Sicherheit und Wohlstand. Allerdings sind die Flitterwochen für Europa vorbei. Die Europäische Union ist in vielen Bereichen im Alltag angekommen: Im politischen Alltag verlieren Visionen oftmals an Strahlkraft, aber nicht an Relevanz. Heute geht es um nichts weniger als die Selbstbehauptung Europas und seiner Werte in der Welt. Europa ist unsere Lebensversicherung in einer globalisierten Welt.

Wir leben in einer Zeit, in der so viele Megatrends parallel ablaufen, wie vermutlich noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Die Digitalisierung wird die weltweiten Geschäfts- und Gesellschaftsmodelle fundamental verändern. In den vergangenen fünf Jahrhunderten noch wurden fast alle prägenden Erfindungen in Europa gemacht. Heute kommen die digitalen Innovationen der Welt zu einem Gutteil aus dem Silicon Valley. Die neuen Riesen der Geschäftswelt sind nicht länger Autobauer oder sogar Banken, sondern Internetkonzerne, fast alle mit Sitz in den USA. Wir können es uns schlicht nicht leisten, in der digitalen Wirtschaft weiter den Anschluss zu verlieren, sondern müssen an der Spitze der Entwicklung stehen. Nur so können wir Zukunftsjobs schaffen und die Entwicklung auf Grundlage unserer Werthaltung mit unseren europäischen Standards sichern.

Gleichzeitig rückt die Welt immer rasanter und enger zusammen. Noch als Franz Josef Strauß das erste Mal nach China flog, reiste er in ein abgeriegeltes Land. Heute ist China die Fabrik der Welt, hat Deutschland schon vor Jahren den Rang als Exportweltmeister abgelaufen und entwickelt zunehmend eigenes Know-how. Wir sehen heute Migrationsströme von nie gekanntem Ausmaß. Der Klimawandel bedroht unsere Lebensgrundlagen und treibt Millionen Menschen in die Flucht. Autokraten bedrohen unsere Ordnung. Der islamistische Terrorismus fordert unsere offenen Gesellschaften heraus.

Die Herausforderungen werden wir nicht im nationalen Alleingang, sondern nur mit europäischer Einigkeit bewältigen können. Europa muss seine Wirtschaftsmacht einsetzen, die Globalisierung aktiv gestalten und wirksame Leitplanken einziehen. Andernfalls werden die weltweiten Entwicklungen viel Liebgewonnenes in ganz Europa wegfegen.

Bei der Finanz- über die Flüchtlingskrise bis hin zur Terrorgefahr hat ganz Europa nach Brüssel geschaut. Nicht, weil die Krisen dort ihren Ursprung gehabt hätten. Europas Bürger blicken nach Brüssel, weil sie dort Lösungen für die wirklich großen Probleme erwarten.

Es geht hierbei um nichts Geringeres als die Selbstbehauptung unseres Kontinents. Unseren Frieden, unseren Wohlstand, unsere europäische Art zu leben und Probleme anzugehen, kurz: den europäischen Way of Life werden wir nur bewahren können, wenn es uns gelingt, dass Europa besser funktioniert. Dafür braucht es unter anderem folgende zehn Anstrengungen.



Manfred Weber ist Fraktionsvorsitzender der Europäischen Volkspartei im Europäischen Parlament und stellvertretender Parteivorsitzender der CSU

1. Gönn Europa endlich Erfolge:

Vor der europäischen Einigung war unser Kontinent vermutlich der kriegerwütigste Ort der ganzen Welt. Heute herrscht Frieden. Das Friedensprojekt Europa ist aber auch heute noch alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Ohne Europa hätte sich die Welt keine ehrgeizigen Klimaziele gesetzt. Es brauchte jemanden, der voranmarschiert und die anderen Nationen motiviert, mitzuziehen. Wer, wenn nicht Europa, wäre hierzu willens und in der Lage gewesen? Europa steht für Verständigung und Lösungen am Verhandlungstisch. Auch das Atomabkommen mit dem Iran hätte es ohne den langen Atem und das diplomatische Geschick Europas nicht gegeben. Lasst uns diese Erfolge weder verstecken noch für selbstverständlich nehmen.



Kardinal Reinhard Marx (li.) war einer der 300 Teilnehmer des Abends. Der Erzbischof von München und Freising ist Vorsitzender der europäischen Bischofskonferenz COMECE. Bischof Czeslaw Kozon (re.) aus

2. Denkt nicht national-egoistisch:

Europa ist mehr als die Summe nationaler Interessen. Gemeinsame Lösungen können frühzeitig nur angegangen werden, wenn wir solidarisch miteinander umgehen und uns in unsere Nachbarn hineinversetzen. Wenn wir warten, bis jedes Problem mit voller Wucht in jedem Mitgliedstaat angelangt ist, bevor wir handeln, werden wir immer hinterherlaufen. Jüngstes Beispiel ist die Flüchtlingskrise. Hier ist Deutschland erst aufgewacht, als die Flüchtlinge schon vor unserer eigenen Haustür standen. Wir hätten viel früher und besser reagieren können, wenn wir die Flüchtlingssituation ernster genommen hätten, als sie in Griechenland und Italien erstmalig auftrat.

3. Nehmt die Regeln ernst:

Europa ist eine Rechtsgemeinschaft und kein Selbstbedienungsladen. Das gilt für die Beachtung des Stabilitäts- und Wachstumspakts in Spanien, Portugal oder Frankreich genauso wie für die Wahrung der Rechtsstaatlichkeit etwa in Polen. Regeln müssen eingehalten werden. Vertrauen ist die Grundlage für jedes Zusammenleben.

4. Seid offen für Veränderungen:

Nur wer Veränderungen frühzeitig erkennt und sich offensiv mit ihnen auseinandersetzt, kann sie auch erfolgreich bewältigen. Wir müssen in Europa endlich aus der Stand-by-Funktion rauskommen. Nur wenn wir die Digitalisierung gestalten, wenn wir den Klimawandel durch technologische Innovationen abfedern und wenn wir die Globalisierung mit klaren Leitplanken und Standards in geordnete Bahnen führen, werden wir unseren Wohlstand halten und in Europa eine gute Zukunft haben.

5. Übernehmt Verantwortung:

Demokratie lebt vom Diskurs, nicht vom Wegducken. In Brüssel wird keine Entscheidung getroffen, der nicht die nationalen Regierungen zugestimmt haben. Aufgabe der nationalen Regierungen ist es aber nicht, hinter verschlossenen Türen am Brüsseler Tisch die Hand zu heben und einmal zu Hause angekommen mit der ständigen Europakritik fortzufahren. Die nationalen Regierungen müssen endlich zu den von ih-



Inge Broy, Theologische Referentin von Kardinal Reinhard Marx, verfolgte die Veranstaltung zusammen mit dem japanischen Generalkonsul Hidenao Yanagi.



Br. Olivier Poquillon OP, seit 1. September der neue Generalsekretär der europäischen Bischofskonferenz COMECE (li.), neben Dr. Michael Kuhn, der das Amt kommissarisch verwaltet hatte.



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller moderierte die anschließende Frageunde mit Manfred Weber.

nen mitgetroffenen Entscheidungen stehen und für unsere gemeinsame europäische Politik werben.

6. Entwickelt Europa endlich zu einer vollen parlamentarischen Demokratie:

Gewählte Politiker, nicht Technokraten, müssen über die Zukunft Europas entscheiden. Handlungsfähigkeit muss mit politischer Legitimation gekoppelt sein. Dies wird aber nur gelingen kö-

Europa ist mehr als eine Vernunftthe oder eine aus der Not geborene Interessensgemeinschaft. Europa ist vielmehr eine im Geist der Aufklärung christlich-jüdisch geprägte Wertegemeinschaft.

nen, wenn die Bürger zwischen klaren Alternativen entscheiden können. Das fängt beim Personal an. Wir brauchen eine volle parlamentarische Demokratie in Europa mit einem starken direkt gewählten Europäischen Parlament, einer politischen Kommission, die diesem Parlament Rechenschaft ablegt, und einem Kommissionspräsidenten, der sich als Spitzenkandidat seiner europäischen Parteienfamilie dem Votum der Menschen stellt.

7. Nehmt die Demokratie in Europa ernst:

Eine parlamentarische Demokratie kann nur funktionieren, wenn sie arbeitsfähig ist. Wie im Deutschen Bundestag sollten wir auch im Europäischen Parlament eine Zersplitterung verhindern. Wenn wir für die Arbeitsfähigkeit nationaler Parlamente gewisse Standards anlegen, um zu vermeiden, dass Kleinst- und Splitterparteien einziehen, sollte dies auch für das Parlament gelten, das über die Stabilisierung des Euros, über Visaliberalisierungen für Drittstaatsangehörige oder über den gemeinsamen Grenzschutz an unseren europäischen Außengrenzen entscheidet. Wir brauchen auch für die Europawahl eine 5-Prozent-Hürde.

8. Lasst uns Europäische Patrioten sein:

Ein guter Bayer, Deutscher oder Europäer zu sein, ist kein Widerspruch, sondern gehört zusammen. Bereits vor vierzig Jahren erkannte Franz Josef Strauß, dass der Nationalstaat ein Anachronismus sei, wenn er nicht verstünde, dass er in einer globalisierten Welt nur über Europa stark bleibt: Gerade wer ein deutscher Patriot sein will, muss ein überzeugter Europäer sein.

9. Lasst uns Europas Werte verteidigen:

Sorgen wir dafür, dass Europa seine Seele erhält und behält. Europa ist mehr als eine Vernunftthe oder eine aus der Not geborene Interessensgemeinschaft. Europa ist vielmehr eine im Geist der Aufklärung christlich-jüdisch geprägte Wertegemeinschaft. Aus unserem Werteverständnis des christlichen Menschbilds schöpfen wir unsere eigentliche Kraft. Das aus diesem Verständnis entwickelte europäische Sozialmodell ist eine einzigartige europäische Errungenschaft, die es zu behaupten gilt.

10. Lasst uns stolz auf Europa sein:

Europa zeichnet sich durch eine enorme kulturelle Vielfalt, landschaftli-

Themen „zur debatte“

Editorial	2
Europa – Nachdenken über unseren Kontinent	
Zehn Punkte zur Selbstbehauptung Europas Manfred Weber	2
Europa – Wo liegt das Demokratieproblem? Dieter Grimm	5
Warum wir mit der EU nicht weiterkommen – und Europa eine Republik werden muss Ulrike Guérot	7
Recht nach Gutdünken? Christian Ude	10
Sommernacht der Künste Ein Gipfeltreffen von bildender Kunst und Musical	11
Buddhismus und Christentum im Gespräch Ein Abschlussbericht	12
Flüchtlingspolitik Integration, innere Sicherheit – Strategien der Flüchtlingspolitik in Bayern Joachim Herrmann	13
„Nicht Mauern. Sondern Brücken“ (Papst Franziskus). Flüchtlingspolitik in der Spannung von ethischem Anspruch und politischer Herausforderung Peter Neher	16
Reihe „Wissenschaft für jedermann“ Wende im Plastikzeitalter Aufruhr im „Plastozän“. Warum wir Biokunststoffe brauchen! Cordt Zollfrank	19
„Schön dass wir darüber geredet haben“ Vertrauen in die Welt Bruno Jonas im Gespräch mit Josef Früchtl	23
Afrika geht online Digitalisierung als Chance für die Entwicklungspolitik Podiumsdiskussion mit Julia Manske, Prinz Ludwig von Bayern und P. Peter Balleis SJ	29
Film ab! Ein cineastischer Bericht	35
Vernissage zur Ausstellung Martin Gensbaur – Malerei	37
Altschwabinger Sommerausklang	43
Impressum	30



Waren Zuhörer des Referats von Manfred Weber: Edda Huther, Mitglied der Akademieleitung und frühere Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs, Prof. Dr. Willibald

Folz, Vorsitzender des Vereins der Freunde und Gönner, sowie Münchens frühere 2. Bürgermeisterin Dr. Gertraud Burkert (v. l. n. r.).



Viele junge Menschen waren zum Abend mit Manfred Weber gekommen.



Manfred Weber nahm sich nach seiner Rede und der Diskussion noch viel Zeit für einzelne Fragen. Aufmerksamster Zuhörer war auch Domkapitular Prälat Dr. Christoph Kühn aus Eichstätt (Mi.).

che Schönheit und Ideenreichtum aus. Kein anderer Kontinent hat die Gegenwart weltweit so stark geprägt wie wir in Europa. Die Demokratie, der Rechtsstaat und auch unsere westliche Lebensweise haben europäische Wurzeln. Darauf sollten wir stolz sein und diese Werte auf dem ganzen Kontinent leben.

Lasst uns Europa leben und nicht einfach verwalten, dann bewältigen wir die kommenden Herausforderungen und setzen – trotz aller alltäglichen Schwierigkeiten – den Erfolgsweg Europas fort. Im Handeln geben wir Europa eine neue Vision, Rechtfertigung und Akzeptanz.

Die Demagogen predigen den Rückfall in Nationalismen aus einer Zeit, die

Europa steht für demokratische Selbstbestimmung und die Selbstbehauptung unserer Werte. Europa ist unsere Lebensversicherung in einer globalisierten Welt.

wir schon längst überwunden geglaubt hatten. Ihre vermeintlichen Lösungen aber führen allesamt in die Sackgasse. Anstelle wiedergewonnener nationaler Größe würde die Menschen nur nationale Bedeutungslosigkeit, schwindender Wohlstand und Kontrollverlust erwarten.

Europa dagegen steht heute mehr denn je für die Erhaltung und Wiedererlangung der Souveränität seiner Bürger und der staatlichen Handlungsfähigkeit. Europa steht für demokratische Selbstbestimmung und die Selbstbehauptung unserer Werte. Europa ist unsere Lebensversicherung in einer globalisierten Welt. Lasst uns also gemeinsam anpacken, damit Europa und unsere Zukunft ein Erfolg werden. □

Dr. Hubertus Dessoch leitete viele Jahre die Bayerische Vertretung in Brüssel und war einer der vielen Teilnehmer, die durch qualifizierte und kritische Fragen zum hohen Niveau der Veranstaltung beitrugen.

Presse

Straubinger Tagblatt

3. September 2016 – Für den Vorsitzenden der EVP-Fraktion im Europaparlament, Manfred Weber, war der Auftritt am Donnerstagabend in der Katholischen Akademie München auch eine Gratwanderung. Dem CSU-Vize aus Niederbayern ist sehr wohl bewusst, dass auch nicht wenige führende Parteifreunde dazu tendieren, Brüssel und die „Eurokraten“ für Ärger abzuwatschen, den andere verursacht haben. „Übernimmt Verantwortung für das, was in Europa passiert“, appellierte Weber und meinte damit die Nationalstaaten. Von 230 Rechtsetzungsakten der EU in den letzten Jahren habe die deutsche Bundesregierung im Rat gerade mal vier abgelehnt und sich bei weiteren vier enthalten, listete Weber auf. Allen anderen habe Berlin zugestimmt. Dennoch vermittelte die Bundesregierung gelegentlich den Eindruck, als wisse sie nicht, was in Brüssel vor sich gehe.

Ralf Müller

Katholische Nachrichtenagentur

2. September 2016 – Der CSU-Europapolitiker Manfred Weber hat einen intensiveren innerkirchlichen Dialog über die Flüchtlingsfrage in Europa angefordert. Der Appell des Fraktionsvorsitzenden der Europäischen Volkspartei (EVP) richtete sich am Donnerstagabend in München vor allem an die katholische EU-Bischofscommission COMECE. Deren Vorsitzender, der Münchner Kardinal Reinhard Marx, war selbst in der Katholischen Akademie zugegen, ebenso Vizepräsident Czeslaw Kozon und der neue Generalsekretär Olivier Poquillon. (...) Der CSU-Politiker verwies auf das Ringen um europäische Antworten in der Migrationsfrage. Doch die EU verharre derzeit in „nationaler Eigenbrötcherei“. In diesem Zusammenhang warnte er vor einer Lähmung des Europäischen Parlaments durch Einzelgruppierungen. (...) Weiter plädierte Weber für eine „volle parlamentarische Demokratie“ als Antwort auf die vielerorts herrschende Europa-Verdrossenheit. Die Menschen wüssten, dass auf europäischer Ebene vieles entschieden werde, was ihren Alltag unmittelbar betreffe. Ihnen fehle aber das Gefühl, mitentscheiden zu können. Daher gelte es, die „Black-Box Brüssel“ zu öffnen und europaweite Entscheidungen in der offenen Arena des Parlaments zu treffen.



Europa – Wo liegt das Demokratieproblem?

Dieter Grimm

I.

Es herrscht wenig Streit darüber, dass die Europäische Union unter einer Akzeptanzschwäche leidet, die das Integrationsprojekt insgesamt gefährdet. Strittig ist aber, wo die Ursachen des Problems liegen, und dementsprechend, worin die Abhilfe bestehen könnte. Wenn es um diese Frage geht, ist am häufigsten der Vorschlag zu hören, man müsse das Europäische Parlament, also die Repräsentation der europäischen Bürger, aufwerten und es mit denjenigen Kompetenzen ausstatten, die nationale Parlamente üblicherweise haben. Die Ursache des Demokratiedefizits sei dann beseitigt, die Europäische Union würde wieder zu einer Sache der Bürger und nicht nur der Eliten und Bürokraten.

Plausibel ist das allerdings nur, wenn hier tatsächlich die Wurzel des Übels liegt. Daran bestehen aber einige Zweifel. Sie kommen schon deswegen auf, weil mit jeder Ausweitung der Befugnisse des Europäischen Parlaments die Beteiligung an den Europawahlen gesunken ist. Auch mit den Spitzenkandidaten, die bei der letzten Europawahl erstmals aufgestellt wurden, um die Wahl durch Personalisierung attraktiver zu machen, hat sich das nicht geändert. Die Wahlbeteiligung war mit Spitzenkandidaten ebenso matt wie ohne sie. Das spricht nicht dafür, dass die Unionsbürger gerade in dem Kompetenzmangel des Parlaments den tieferen Grund für ihre Distanz gegenüber der Europäischen Union sehen.

Das ist aber nicht der einzige Grund des Zweifels. Es ist nicht einmal der wichtigste. Ich will vielmehr einige weitere Gründe anführen, die an der Wirksamkeit dieses Vorschlags zweifeln lassen. Der erste ist nicht europaspezifischer, sondern allgemeiner Natur. Die Parlamente verlieren in allen Demokratien der Welt an Gewicht, auch wenn sie weit mehr Kompetenzen besitzen als das Europäische Parlament. Die Ursache ist einerseits die Verwissenschaftlichung, andererseits die Internationalisierung der Politik. Beide Umstände spielen den Exekutiven in die Hände. An Sachverstand ist die Regierung den Parlamenten stets überlegen, und internationale Politik ist Verhandlungspolitik, nicht deliberierende Politik. Am Verhandlungstisch sitzen jedoch immer Regierungen, nicht Parlamente. Es wäre daher überraschend, wenn ausgerechnet das Europäische Parlament von diesem Bedeutungsverlust verschont bliebe.

Die nächsten Gründe sind europaspezifischer Natur. Der erste betrifft die Repräsentationsschwäche des Europäischen Parlaments, das heißt, die geringe Fähigkeit, in seiner gegenwärtigen Konstruktion Bürgerinteressen in Brüssel zur Geltung zu bringen. Das hat viel mit der Eigenart der Europawahl zu tun. Gewählt wird nach nationalem Wahlrecht und für nationale Kontingente, die nicht den Bevölkerungszahlen der Mitgliedstaaten entsprechen. Wählbar sind nur nationale Parteien. Diese machen mit nationalen Themen Wahlkampf. Wenn das Wahlergebnis gewürdigt wird, dann vorwiegend unter nationalen Gesichtspunkten: Was wäre gewesen, wenn es sich um die Bundestagswahl gehandelt hätte?



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Dieter Grimm, Professor em. für Öffentliches Recht an der Humboldt-Universität zu Berlin, Bundesverfassungsrichter a.D., Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin

Noch wichtiger ist aber, dass die nationalen Parteien, die zur Wahl stehen, im Europaparlament keine entscheidende Rolle spielen. Seit der letzten Wahl sind mehr als 200 nationale Parteien im Europaparlament. Nicht sie bestimmen aber den Parlamentsbetrieb, sondern die Fraktionen, lockere Zusammenschlüsse ideologisch verwandter Parteien, die sich erst im Europaparlament bilden und keinerlei Verwurzelung in den Gesellschaften haben. Infolgedessen nehmen auch die europapolitischen Programme erst nach der Wahl Gestalt an und fallen damit als Orientierungspunkte für die Wahlentscheidung der

Bürger aus. Kurz gesagt: Die nationalen Parteien, die man wählen kann, sind für die Parlamentsarbeit ohne Bedeutung. Die europäischen Fraktionen, die eine Bedeutung haben, kann man nicht wählen.

II.

Diese Mängel ließen sich durch eine Europäisierung des Wahlrechts und die Kandidatur europäischer Parteien beheben. Auch damit würde sich aber die Frage nach den Ursachen des Legitimationsproblems nicht erledigen. Damit das Parlament seine Funktion der Vermittlung zwischen den Bürgern und den politischen Entscheidungsträgern erfüllen kann, genügt es ja nicht, dass es alle fünf Jahre gewählt wird. Das würde nur ein rein formales Demokratieverständnis zufrieden stellen. Einen Beitrag zu einer substanzvoll verstandenen, lebendigen Demokratie können Parlamente dagegen nur leisten, wenn sie in einen permanenten Prozess der Meinungsbildung und Interessenartikulation eingebettet sind, der sie erst in den Stand setzt, Bürgerbedürfnisse und Bürgerinteressen in den politischen Prozess einzuspeisen, wenn sich also der demokratische Prozess nicht in der Wahl erschöpft, sondern in ihr gipfelt.

Das hängt wiederum von einigen Voraussetzungen ab, die nicht einfach als gegeben unterstellt werden dürfen. Es sind intermediäre Kräfte nötig, die den Diskurs in dauerndem Gang halten: Parteien, Verbände, Volksbewegungen, zivilgesellschaftliche Aktivitäten, vor allem aber Medien der Massenkommunikation. Dieses gesellschaftliche Substrat einer lebendigen Demokratie ist in den Mitgliedstaaten mehr oder weniger gut vorhanden, in der Europäischen Union aber schwach entwickelt oder gänzlich abwesend. Durch vermehrte Kompetenzen für das Europäische Parlament würde sich an dieser Situation nichts ändern. Ohne eine solche Basis steht es seiner gesellschaftlichen Basis ferner als jedes nationale Parlament.

Überdies kann man das Europäische Parlament nicht aufwerten, ohne gleichzeitig andere Organe abzuwerten. Viele, die für die Stärkung des Parlaments werben, verbinden diesen Vorschlag daher mit einer grundlegenden institutionellen Reform der Europäischen Union. Die Kommission würde danach zu einer europäischen Regierung aufgewertet, wäh-

rend der Rat zu einer zweiten Kammer des Europäischen Parlaments abgewertet würde. Damit käme es ersichtlich zu einer Umwandlung der Europäischen Union in ein parlamentarisches System nach staatlichem Muster. Nach dem Lissabon-Urteil des Bundesverfassungsgerichts ist es fraglich, ob sich die Bundesrepublik Deutschland an einer solchen staatsanalogen Konstruktion überhaupt beteiligen dürfte, weil das Grundgesetz den deutschen Staat nicht ermächtigt, seine souveräne Staatlichkeit aufzugeben.

Auch wenn man von diesem Hindernis absieht, bleibt die Frage offen, ob sich die Legitimationsschwäche durch die Umwandlung der Europäischen Union in ein parlamentarisches System nach staatlichem Muster beheben ließe. Der Rat ist das einzige Organ der Europäischen Union, in dem die Mitgliedstaaten vertreten sind. In der gegenwärtigen Konstruktion ist er das zentrale Organ der Union. Über ihn fließt ihr demokratische Legitimation aus den Mitgliedstaaten zu. Mit einer Parlamentarisierung der Europäischen Union würde sich das ändern. Der Rat würde aus seiner zentralen Stellung verdrängt, die Legitimation aus den ihrerseits demokratischen Mitgliedstaaten würde entsprechend beschnitten. Die Union würde legitimatorisch auf eigene Füße gestellt und müsste für ihre demokratische Legitimation selbst sorgen. Die Frage ist, woher sie die Ressourcen für eine solche Eigenlegitimation nehmen sollte, wenn es ihr an der gesellschaftlichen Substruktur einer lebendigen Demokratie fehlt und die Legitimationszufuhr über Wahlen spärlich ist.

III.

Damit will ich nun zu einem letzten Grund kommen, der Zweifel an der Tauglichkeit einer Parlamentarisierung der Europäischen Union zur Lösung des Demokratieproblems begründet. Diesen Grund muss ich etwas ausführlicher darlegen, weil er in der Diskussion über die Legitimationsprobleme der Europäischen Union so gut wie unbemerkt geblieben ist. Es geht dabei um die Entkoppelung der exekutiven und der judikativen Instanzen der Europäischen Union, also Kommission und Europäischer Gerichtshof, von den demokratischen Prozessen in der Europäischen Union selbst wie auch in den Mitgliedstaaten.



Christian Ude (Mi.), Oberbürgermeister a.D. der Landeshauptstadt München, moderierte die Veranstaltung mit den beiden Wissenschaftlern und begann die Podiumsdiskussion mit einem eigenen Statement.



Foto: dpa/Uli Deck

Das Gebäude des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe. Das Gericht sieht viele europarechtliche Entwicklungen sehr kritisch.

Diese Verselbständigung war in der ursprünglichen Planung der Union nicht angelegt. Sie ist erst später eingetreten, und zwar durch zwei revolutionäre Entscheidungen, die der Europäische Gerichtshof relativ bald nach der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft in den Jahren 1963 und 1964 getroffen hat. Erst durch sie ist die damalige EWG zu dem geworden, was bis heute zutrifft: eine politische Organisation irgendwo zwischen einer internationalen Einrichtung und einem Bundesstaat, aber wegen ihrer Kompetenzfülle und Organisationsdichte näher an letzterem als an ersterem.

Zur Erläuterung muss ich vorweg daran erinnern, dass die Rechtsgrundlage der Europäischen Union nicht wie bei Staaten in einer Verfassung, sondern in völkerrechtlichen Verträgen besteht, die die Mitgliedstaaten geschlossen haben. Diese Verträge enthalten – insoweit ganz wie Verfassungen – Bestimmungen über den Zweck der Gemeinschaft, ihre Kompetenzen, ihre Organe und Verfahren. Sie gehen jedoch darüber hinaus und regeln den Hauptzweck des Zusammenschlusses, die Herstellung und Funktionsweise des Gemeinsamen Marktes und im Zusammenhang damit insbesondere die Pflichten, die die Mitgliedstaaten zur Erreichung dieses Ziels erfüllen müssen. Deswegen sind die Verträge viel ausführlicher als Staatsverfassungen zu sein pflegen.

Der Europäische Gerichtshof hat nun diese Verträge, anders als bei völkerrechtlichen Verträgen üblich, für direkt anwendbar in den Mitgliedstaaten erklärt. Die Pflichten der Mitgliedstaaten, das zur Herstellung des Gemeinsamen Marktes Nötige zu tun, wurden dadurch um Rechte der Marktteilnehmer ergänzt, die Verwirklichung der Pflichten vor Gericht einzuklagen. Ein Jahr später fügte der Gerichtshof hinzu, dass die Verträge nicht nur unmittelbar, sondern auch vorrangig gälten, also dem natio-

nenalen Recht, selbst dem höchstrangigen: den nationalen Verfassungen, vorgingen. Revolutionär waren diese Feststellungen, weil sie im Text der Verträge nicht zu finden waren und weil man zweifeln kann, ob die Verträge abgeschlossen worden wären, wenn sie diesen Inhalt gehabt hätten.

Die Folgen dieser Urteile sind lange Zeit unbemerkt geblieben. Erst die Beobachtung durch Wissenschaftler aus der amerikanischen Distanz hat klar gemacht, was geschehen war. Sie wählten dafür einen Begriff, der sich mittlerweile durchgesetzt hat: Konstitutionalisierung der Verträge. Gemeint ist damit nicht, dass die Verträge in eine Verfassung umgewandelt worden seien, das hätten allein die Mitgliedstaaten tun können, wohl aber dass sie von nun an Wirkungen entfalteteten, wie sie für Verfassungen charakteristisch sind. Sie verdrängen alles Recht, das ihnen widerspricht, und ob ein Widerspruch vorliegt, entscheidet die Justiz, hier also der Europäische Gerichtshof. Mit dieser Macht ausgestattet konnte er jetzt die Verwirklichung des Gemeinsamen Marktes in eigene Hände nehmen. Die Mitgliedstaaten wurden dazu nicht mehr benötigt.

Alles kam nun darauf an, wie der Europäische Gerichtshof die Verträge interpretieren würde, und das geschah explizit marktfreundlich. Kompetenzen, die die Mitgliedstaaten an die Europäische Union übertragen hatten, wurden weit, Kompetenzen, die sie sich vorbehalten hatten, eng interpretiert. Die antiprotektionistischen Regelungen der Verträge wurden antiregulatorisch gedeutet. Da alle erdenklichen Gesetze unter bestimmten Umständen ein Marktzugangshindernis bilden können, wurden die vertraglichen Bestimmungen durch diese Rechtsprechung entgrenzt. Der Gerichtshof konnte nationales Recht, von dem er annahm, dass es die vier wirtschaftlichen Grundfreiheiten der Verträge einschränkte, in großem

Umfang außer Kraft setzen. Viele nationale Schutzstandards, auch solche, die keinerlei protektionistische, ja nicht einmal wirtschaftliche Motive hatten, fielen dem zum Opfer.

Etwas Ähnliches spielte sich im Bereich der Beihilfen ab. Die Verträge verbieten staatliche Subventionen an Unternehmen, sofern sie marktverzerrende Wirkung haben. Der Europäische Gerichtshof dehnte dieses Verbot von privatwirtschaftlichen Unternehmen auf öffentliche Unternehmen der Daseinsvorsorge aus. Die Privatisierungswelle, welche wir in den letzten Jahren erlebt haben, geht zu einem erheblichen Teil auf diese Rechtsprechung zurück. Den Mitgliedstaaten war fortan die Entscheidung, was sie dem Markt überlassen und was sie in eigene Regie nehmen wollen, aus der Hand genommen.

IV.

Was der Europäische Gerichtshof nicht konnte, war, die Lücken, die er im nationalen Recht gerissen hatte, auf der europäischen Ebene schließen. Denn das geht nur im Wege europäischer Gesetzgebung, und dafür sind die Hürden hoch. Die Folge ist eine Asymmetrie zwischen negativer und positiver Integration. Negative Integration meint die Beseitigung von nationalem Recht, positive Integration die Ersetzung durch europäisches Recht. Negative Integration geschieht durch einen Federstrich der Kommission oder des Gerichtshofs, positive Integration verlangt ein Zusammenwirken von Kommission, Rat und Parlament. Diese Asymmetrie liefert auch die Erklärung für den liberalisierenden Grundzug der Rechtsprechung, der den verfassungsrechtlichen Maßgaben und wirtschaftspolitischen Vorstellungen der meisten Mitgliedstaaten widerspricht und auch ihre Sozialpolitik unter Druck setzt.

Die Rechtsprechung des Europäischen

Gerichtshofs wird gewöhnlich als Erfolgsgeschichte erzählt, und sie ist eine Erfolgsgeschichte, jedenfalls was die wirtschaftliche Integration angeht. Aber Wirtschaft ist nicht das einzige, was zählt. Die Erfolgsgeschichte hat eine Kehrseite: Sie verursacht legitimatorische Kosten. Es gibt infolge dieser Rechtsprechung nunmehr zwei Wege zur Integration. Der erste ist in den Verträgen vorgesehen: Die Mitgliedstaaten treten durch Vertrag Kompetenzen an die EU ab oder erlassen im Rat europäische Gesetze. Den zweiten Weg hat sich der Europäische Gerichtshof durch die Konstitutionalisierung der Verträge selbst erschlossen, er erfolgt über Vertragsinterpretation. Der erste Weg ist politisch. Die demokratisch legitimierten und verantwortlichen Organe handeln, die Öffentlichkeit ist beteiligt. Der zweite Weg ist unpolitisch. Die demokratisch legitimierten und verantwortlichen Organe sind ausgeschlossen, Öffentlichkeitsbeteiligung gibt es nicht. Er ermöglicht eine schlechende Integration.

Dass bei dem zweiten Weg die politischen Institutionen der EU Rat und Parlament ausgeschlossen sind, macht aber die Entscheidungen, die hier getroffen werden, nicht zu unpolitischen. In Europa werden vielmehr Entscheidungen von hohem politischem Gewicht in einem unpolitischen Modus getroffen. Die Mitgliedstaaten sind daran nicht nur nicht beteiligt, sie können sie auch nicht ändern. Das mag überraschend klingen, denn schließlich bestimmen sie im Europäischen Rat über Richtung, Umfang und Tempo der Integration und im Ministerrat über die europäische Gesetzgebung. Wieso sind sie dann nicht in der Lage, die Rechtsprechung zu ändern, wenn sie nicht ihren Intentionen beim Abschluss der Verträge entspricht oder unerwünschte Auswirkungen hat?

Die Antwort lautet: wegen der Konstitutionalisierung der Verträge. Was auf der Verfassungsebene geregelt ist, ist der politischen Entscheidung entzogen, und Wahlen sind insoweit folgenlos. Das ist der Sinn von Verfassungen. Gerade wegen der entpolitizierenden Wirkung beschränken sich Verfassungen aber darauf, einige grundlegende Prinzipien dem Parteienstreit zu entziehen, und enthalten im Übrigen die Regeln für politische Entscheidungen, überlassen die Entscheidungen selbst aber der Politik, so dass die jeweiligen Mehrheiten ihre Vorstellungen, mit denen sie um Wählerstimmen geworben haben, verwirklichen können und Wahlen Bedeutung haben.

Die Verträge, die ja nicht als Verfassung gedacht waren, aber durch die Rechtsprechung konstitutionalisiert worden sind, haben indessen wenig mit einer Verfassung gemein. Sie sind voll von Regelungen, die im Staat Gesetzesrecht wären. Deswegen sind sie so dick. Alle diese Regelungen partizipieren in Europa jedoch am Vorrang der Verträge. Die Differenz zwischen Regeln für politisches Entscheiden und den politischen Entscheidungen selbst ist dadurch weitgehend eingeebnet. Mit einem kurzen Wort: Die Europäische Union ist überkonstitutionalisiert. Wenn die Mitgliedstaaten die Rechtsprechung des Gerichtshofs ändern wollten, gibt es nur eine Möglichkeit, nämlich eine Änderung der europäischen Verträge, die aber für Fragen dieser Art so gut wie unerreichbar ist.

In der Verselbständigung und Unangreifbarkeit der exekutiven und judikativen Organe der EU sehe ich die eigentliche Wurzel für Akzeptanzschwäche und Demokratiedefizit in Europa. Gleichzeitig ist sie aber die am wenigsten bemerkte Wurzel. Es ist leicht einzusehen, dass die Stärkung des Europäischen Parlaments durch vermehrte Kompeten-



Foto: dpa/A. Bernhard

Der Europäische Gerichtshof (EuGH) hat seinen Sitz in Luxemburg. Nach Meinung von Professor Dieter Grimm weitet der EuGH durch seine Recht-

sprechung die Kompetenzen der EU massiv aus, was in den Europäischen Vertragswerken so nicht vorgesehen ist.

zen an dieser Lage überhaupt nichts ändern würde. Sie ginge an diesem Problem völlig vorbei, denn auch das Parlament steht unter der Verfassung, nicht über ihr.

V.

Diese Einsicht führt dann allerdings zu einer völlig anderen Reformagenda als die Aufwertung des Europäischen Parlaments. Es kann gute Gründe für eine Stärkung des Parlaments geben, aber man darf nicht erwarten, dass das Demokratieproblem damit gelöst wäre. Die Reformagenda, die auf das Konstitutionalisierungsproblem reagiert, heißt vielmehr Repolitisierung. Entscheidungen von hohem politischem Gewicht müssen wieder in einem politischen Modus getroffen und also an die demokratisch legitimierte und verantwortlichen Institutionen zurückgespielt werden.

Dazu gibt es ein einfaches Mittel. Da die Verträge nun schon einmal konstitutionalisiert sind, müssen sie auch einer Verfassung angeglichen werden. Zu diesem Zweck sind sie auf solche Normen zu beschränken, die ihrer Art nach Verfassungsrecht sind, während alle anderen auf die Stufe sekundären Unionsrechts zurückzustufen sind. Der Inhalt der Verträge würde sich dadurch in keinem Punkt ändern. Auch die Befugnis des Europäischen Gerichtshofs, das europäische Recht authentisch zu interpretieren, bliebe unangetastet. Aber das

herabgestufte Vertragsrecht würde damit wieder für demokratische Entscheidungen geöffnet werden.

Weil das bei Zeiten versäumt worden ist, haben wir es heute mit so viel anti-europäischen Kräften zu tun. Gleichzeitig steht die lange Gewöhnung aber auch einer durchgreifenden Korrektur im Wege, weil der Zusammenhang von Konstitutionalisierung und Demokratiedefizit immer noch nicht genügend durchschaut ist. Aber selbst wenn er durchschaut würde, wäre es nicht sicher, dass sämtliche Mitgliedstaaten die Korrektur wollen. Lohnt es dann überhaupt, mögen Sie sich fragen, darüber zu sprechen? Darauf würde ich antworten, dass es gerade die Aufgabe der Wissenschaft ist, Scheinlösungen aufzudecken und die wahren Gründe eines allgemein bekannten Übels zu benennen und zu zeigen, dass es Möglichkeiten gäbe, es zu beheben, wenn man es nur politisch wollte. □

Warum wir mit der EU nicht weiterkommen – und Europa eine Republik werden muss

Ulrike Guérot

Ich freue mich sehr, heute Abend in München zu sein und zum Thema Europa zu sprechen. Ich glaube indes, die Katholische Akademie hat ein Problem: Wahrscheinlich haben Sie mich eingeladen, weil Sie gedacht haben, dass ich jetzt für die EU spreche und mit Herrn Grimm in einen konstruktiven Dialog treten werde. Genau das werde ich nicht tun. Ich bin zu 150 Prozent einverstanden mit der Dekonstruktion der EU, die Herr Grimm in einer Art und Weise vorgenommen hat, wie ich das nicht besser hätte machen können. Ich bin keine Juristin; so detailliert und juristisch fundiert wäre mir das gar nicht gelungen.

Darum fange ich an, wo Herr Professor Grimm aufgehört hat, nämlich mit der Frage, gibt es noch Hoffnung? Da antworte ich, die Hoffnung stirbt zuletzt, oder ich antworte mit Ernst Bloch, „Das Prinzip Hoffnung“. Über dieses Prinzip Hoffnung habe ich versucht nachzudenken. Was machen wir mit Europa in dieser Dystopie, von der Dieter Grimm ja zurecht sagt, dass wir jetzt vor lauter Nationalismus und Populismus in die Schockstarre verfallen sind. Und aus dieser Schockstarre möchte ich Sie jetzt herausführen, und zwar mit 15 bis 20 Minuten utopischer, europäischer Poesie, damit wir wieder zusammenkriegen, was zusammengehört, und das ist, Europa. Europa ist nämlich nicht unbedingt die EU. An diese Schnittstelle zwischen der EU und Europa würde ich Sie jetzt also gerne in einem kleinen poetischen Moment entführen.

I.

Wie Sie unschwer bemerkt haben, sind wir in einem Moment der europäischen Krise. „Krysos“, griechisch für Krise, heißt eigentlich „Entscheidung“. Ein Pariser Künstler hat die beiden Worte „crisis“ (Krise) und „cry“ (Weinen) einmal zusammengeführt zu „crysisis“: „I cry because of the crisis“, ich weine also über die Krise, ohne zu wissen, welche Krise wir haben? Oder ich weine, weil ich mich nicht entscheiden kann? In der griechischen Etymologie heißt Krise eine Entscheidung über Leben und Tod. Europa muss sich also entscheiden zu leben, darum geht es gerade. Oder vielleicht darum, dass die EU sterben muss, damit Europa leben kann? Europa aber kann nicht leben, solange wir Halluzination haben – das ist ein zweites Bild vom gleichen Künstler – nämlich die „Halluzi-Nation“ vom Nationalstaat. Der Nationalstaat, der aber Europa einfach nicht werden lässt. Der die Europa – denn Europa ist eine Frau, ich werde darauf zurückkommen – einfach nicht in Ruhe lässt, weil dieser Nationalstaat immer irgendetwas will, genauer: „souverän“ sein will, diese Nationalstaaten aber einfach nicht in Europa hineinpassen.

Deswegen, erinnern wir uns kurz, war ja gerade die Überwindung der Nationalstaaten das Ziel der europäischen Gründungsväter, eine Idee indes, die heute keiner mehr auszusprechen wagt. Bei vielem von dem, was Dieter Grimm akademisch als systemisch dysfunktional aufgelöst hat, geht es genau darum, nämlich dass wir in der EU nationale



Dr. Ulrike Guérot, Gründerin und Direktorin des European Democracy Lab an der European School of Governance, Berlin, Professorin für Europapolitik und Demokratieforschung an der Donau-Universität Krems

Parlamente haben, die Mitsprache beanspruchen, einen Europäischen Rat, bestehend aus nationalen Staats- und Regierungschefs, der das Sagen hat und permanent mit „nationalen Karten“ gesamteuropäische Interessen durchkreuzt usw.

Dieter Grimm hat es ausgeführt. Mit der EU haben wir – von einer politischen Union sind wir ja weit entfernt – im Wesentlichen einen Binnenmarkt geschaffen, der jetzt zu großen Teilen unser Alltagsleben bestimmt, der aber weitgehend „undemokratisch“ ist, anders formuliert: legal, aber nicht legitim. Ich selber habe einmal für Jacques Delors, den ehemaligen Präsidenten der Europäischen Kommission, arbeiten dürfen. „In einen Binnenmarkt kann man sich nicht verlieben“, hat Jacques Delors immer gesagt. Wir haben einen Binnenmarkt geschaffen, der ständig in politische Akte hineingrätscht, und der, wie Dieter Grimm Ihnen erklärt hat, in nicht legitimatorisch gedeckter Art und Weise über das Sekundärrecht einen Rechtsraum geschaffen hat, der jeden Bürger dazu zwingt, Marktgesetzen zu folgen, selbst wenn das Gemeinwohl dabei vielleicht beeinträchtigt wird.

Das haben wir erlebt z.B. bei der Wasserrechtlinie, bei der Veräußerung von öffentlichen Gütern oder den Privatisierungen von staatlichen Wasserbetrieben, um nur einige Beispiele zu nennen. Das alles passt uns nicht. Wir erleben einen Binnenmarkt, der uns gleichsam ungepuffert regiert, weil er staatlich nicht mehr abgedefert ist, aber einer effizienten parlamentarischen Kontrolle, und wir finden das nicht gut.

Nun glauben Sie vielleicht, ich sei eine Populistin. Darum möchte ich an das Cover des jüngsten Buches von Jürgen Habermas erinnern. Sie sehen, auch Herr Habermas lässt die gelben Sterne auf der blauen EU-Fahne tanzen wie

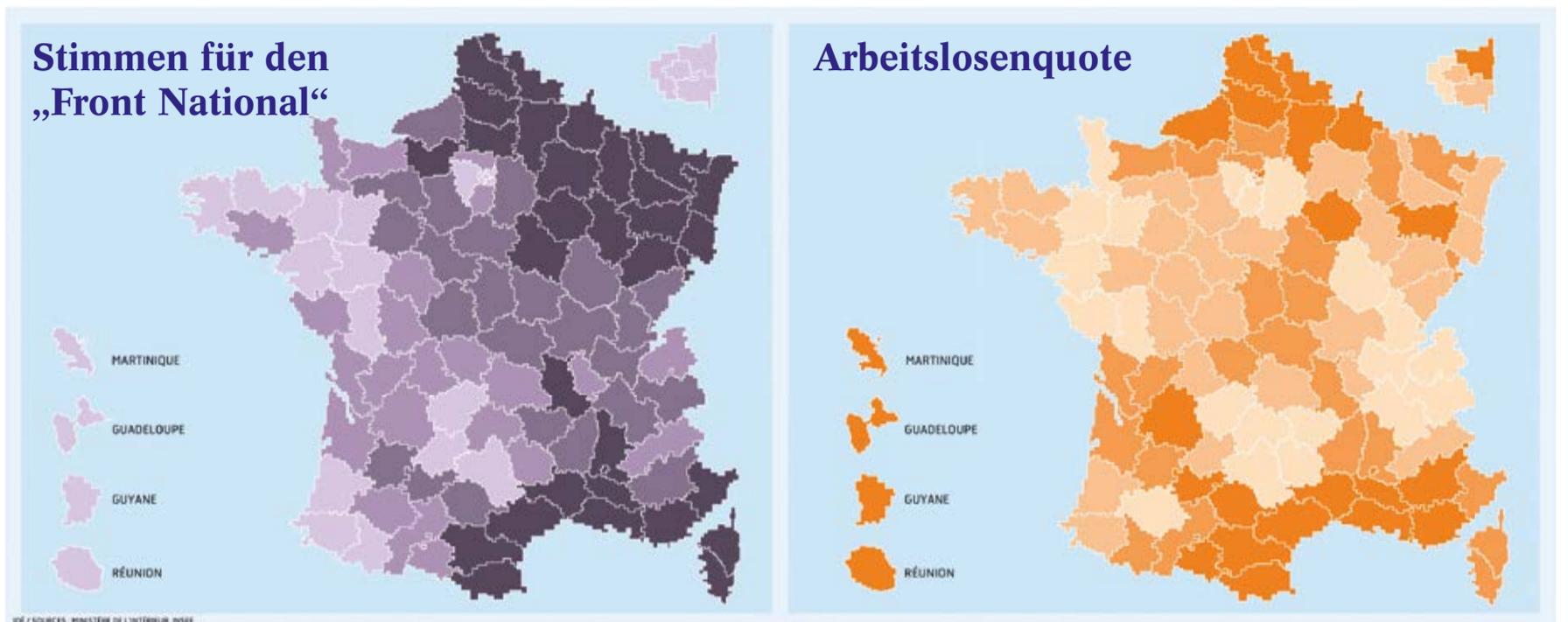


Abb. 1: Je dunkler das Violett (links), desto höher der Anteil der Stimmen für den „Front National“. Je dunkler das Orange (rechts) desto höher die Arbeitslosenquote: Auffallend ist, dass sich

zwischen hoher Arbeitslosigkeit und hohem Stimmenanteil des „Front National“ große Übereinstimmungen ergeben.

„puppets on the strings“. Das Buch heißt „The lure of technocracy“, die Versuchung der Technokratie. Nun sind wir wohl alle in diesem Saal, glaube ich, einverstanden mit der Aussage, dass Jürgen Habermas nicht das ist, was Sie gemeinhin als Populisten bezeichnen würden. Der Punkt, den ich damit darlegen möchte, ist, dass Jürgen Habermas es sich erlauben kann, ein dickes Buch darüber zu schreiben, warum die EU nicht funktioniert und eine Technokratie ist, und das sehr argumentativ und begründet macht. Aber wenn Marine Le Pen sich in Frankreich hinstellt und in eine Fernsehkamera sagt, die EU funktioniert nicht, das ist eine Technokratie, die EU passt uns in Frankreich nicht, dann ist sie eine Populistin. Es ist doch komisch, dass Jürgen Habermas etwas sagen darf, was Marine Le Pen auch sagt, und bei dem einen darf man es lesen, und bei der anderen will man es nicht hören?

II.

Verweilen wir einmal einen Moment bei diesem Paradoxon. Sehen wir als nächstes Umfragedaten, wie viel Akzeptanz das Projekt der „Vereinigten Staaten von Europa“ in den bevölkerungsgrößen Ländern der EU, also Deutschland, Frankreich und Großbritannien (noch vor der Brexit-Entscheidung erhoben) hat. Wir sehen für Deutschland nur 35 Prozent, für Großbritannien schlappe 13 Prozent, für Frankreich immerhin noch 44 Prozent. Die Zahlen sind ein Jahr alt; sie sind inzwischen sicher weiter nach unten gegangen. Das soll heißen, wir haben für das Projekt der „Vereinigten Staaten von Europa“ keine Mehrheiten in den größten Mitgliedsstaaten der EU. Die Frage ist mit hin tatsächlich, was wir eigentlich in diesem Moment machen, denn noch regiert uns diese EU als System, und noch hängt daran nicht zuletzt der Euro, also unser aller Geld. Aber trotzdem will sie keiner mehr, diese EU!

Warum, so mag man fragen? Aber die Gründe sind eigentlich offensichtlich. Professor Grimm hat das in größerer juristischer Ausdifferenzierung dar-

gelegt, aber ich fasse es noch einmal zusammen. Wir haben in den sogenannten europäischen Institutionen, der sogenannten Trilogie, ein Parlament, das kein Initiativrecht hat, obwohl intuitiv jedes Parlament ein Initiativrecht für Gesetze hat (oder haben müsste). Wir haben eine Europäische Kommission, von der in den Lehrbüchern steht, dass sie die Hüterin der Verträge ist, was normalerweise aber die Rolle eines Gerichtshofes ist. Wir haben keine Regierung, weil wir in der EU keine Institution haben, die sich Regierung nennen darf, und wir haben einen Europäischen Rat, der, wie wir gerade in der jüngsten Flüchtlingskrise immer wieder erleben, nichts anderes als nationale Interessen vertritt. Hauptsache, mein Land kriegt nicht zu viele Flüchtlinge!

Dass daraus keine europäische Demokratie entstehen kann, die für europäische Bürger erfahrbar oder erlebbar ist, das ist, glaube ich, allen klar, die hier in diesem Raum sitzen. Wahrscheinlich teilen Sie diese Malaise, und Herr Grimm hat Ihnen juristisch noch viel differenzierter ausgeführt, warum die EU eigentlich mit dem, was wir gemeinhin unter Demokratie verstehen, tatsächlich nicht viel zu tun hat.

Thomas Piketty, den Sie vielleicht kennen und der dieses großartige Buch geschrieben hat, „Das Kapital im 21. Jahrhundert“, hat in einem Spiegel-Interview letztes gesagt, „We have created a monster“, wir haben ein Monster geschaffen. Man lebt nicht gerne in Zeiten der Monster, wir tun es aber; oder, um mit Gramsci zu sprechen: Wenn das Alte nicht sterben und das Neue nicht werden kann, dann leben wir in Zeiten der Monster. Genau das ist die Situation in Europa heute: die EU kann nicht sterben, ein neues Europa kann nicht werden, dazwischen ist nur noch Krise.

III.

Wir machen jetzt einmal einen kleinen Ausflug in die politische Ökonomie der EU, also dahin, wo neben der politischen Architektur noch etwas schief läuft in der Binnenmarktarchitektur der EU, über die wir ja schon gesprochen

haben. Dafür wollen wir uns die Lage der europäischen Industriecluster anschauen. Was dabei auffällt, ist, dass es Deutschland – ich sage das jetzt mal ein bisschen provokant – zufällig, sehr gut geht. Dass es Deutschland gut geht, hat viel damit zu tun, dass Deutschland schlichtweg in der Mitte von Europa liegt, nicht etwa am europäischen Rand, egal ob oben in Lappland oder unten an der Algarve-Küste. Wir glauben ja immer, das hohe deutsche BIP liegt nur daran, dass wir so fleißig sind und die Griechen so faul. Aber es liegt einfach daran, dass wir in der Mitte von Europa liegen, an der Verteilung der Industriecluster. Deutschland ist also gleichsam die Spinne im europäischen Binnenmarktnetz.

Man sieht, dass die Wohlstandverteilung zwischen einerseits europäischem Zentrum und Peripherie liegt; oder aber zwischen Stadt und Land. Mit nationalen Grenzen jedenfalls hat die Lage der großen Industrieansiedlungen nichts zu tun. Man sieht um Barcelona herum eine Verdichtung, aber nicht in Andalusien; eine um London herum, aber nicht in Nordost-England, um Helsinki, aber nicht in Lappland. Also, alles, was städtisch ist, ist eher gut integriert in die internationale Wertschöpfung, und alles, was ländlich ist, ist wachstumsschwach.

Jetzt ist nur die Frage: sind die Briten auch so faul wie die Griechen? Oder die Finnen? Oder wer sind überhaupt die Briten oder die Finnen? Oder noch mal anders: kann man überhaupt von einer finnischen oder britischen Wirtschaft sprechen, wenn die sozioökonomischen Verhältnisse offenbar so ungleich sind? In der EU aber sprechen und messen wir immer „nationale Volkswirtschaften“ – die es, wenn wir uns die Lage der Industriecluster anschauen, so aber nicht gibt. Auch in Deutschland übrigens nicht: Ostdeutschland ist nicht Exportweltmeister.

In der Europäischen Union aber glauben wir irrigerweise, vor allen Dingen innerhalb der Euro-Zone, dass wir es mit 19 „unabhängigen“ Volkswirtschaften zu tun haben, die wir gleichsam gegeneinander antreten lassen wie – Sie sind alt genug, um diese Werbung noch

zu kennen – die Duracell-Häschen von damals. Die Duracell-Batterie läuft länger als alle anderen, das ist in diesem Fall die deutsche Volkswirtschaft. Was aber klar sein müsste, ist, dass die eigentlichen ökonomischen Unterschiede in der Europa nichts zu tun haben mit fleißigen Deutschen, faulen Griechen, steuerbetrügenden Italienern oder reformunfähigen Franzosen, sondern viel mehr damit, wo Sie sich geographisch in Europa befinden, und ob Sie Stadt oder Land sind. Wenn wir das ernst nehmen würden, dann müssten wir zugeben dass die aktuellen EU-Politiken völlig falsch „designed“ sind, weil sie immer noch davon ausgehen, dass etwa ein Land wie Slowenien, Malta oder die Slowakei „unabhängige nationale Volkswirtschaften“ sind, die am besten natürlich wie Deutschland zum Exportweltmeister werden sollten. Dabei wird dann geflissentlich übersehen, dass ein Land wie Slowenien im Grunde die Werkbank der deutschen Automobilindustrie ist, soll heißen, wenn vier große Konzerne von dort ihre Werke abziehen, dann gibt es keine „slowenische Volkswirtschaft“ mehr. Aber das zu sagen ist natürlich nicht politisch korrekt; es könnte ja an der deutschen Mär vom „Besten“ in Europa kratzen.

Schauen wir mal, was dieses Stadt-Land-Gefälle politisch in Europa macht. Wenn wir eine Karte von Frankreich betrachten, ein Beispiel, weil ich mir gerade sehr große Sorgen um Frankreich mache, das wäre bei anderen Ländern ähnlich, sieht man eine Übereinstimmung (Abb. 1): Auf der einen Karte ist ‚orange‘ die französische Arbeitslosigkeit, je dunkler, desto höher. Auf der anderen Karte ist ‚violett‘ das Votum für den „Front National“, für Marine Le Pen. Diejenigen, die Frankreich kennen, wissen, da wo es ‚orange‘ ist, sind ländliche Gebiete. Oben ist die Bretagne, im Westen an der Atlantikküste ist ökonomisch außer Tourismus auch nicht mehr viel, und selbst Biarritz ist heute nicht mehr Top-Ferienziel. Soll heißen, relativ eins zu eins, heißt in Frankreich ländliche Region gleich arbeitslos gleich Front National. Es geht hier um die Globalisierungsverlierer. Wer also ist hier Frank-

reich, was heißt „nationale französische Volkswirtschaft“ und was sagt uns eine französische Arbeitslosigkeit von durchschnittlich 10 Prozent für Frankreich, wenn diese in Paris bei nur 3 Prozent liegt, in der Bretagne aber in einigen Gebieten bei rund 40 Prozent?

Die aggregierte Zahl erklärt Ihnen gar nichts. Sie erklärt Ihnen die sozio-ökonomische Struktur von Frankreich nicht. Darum ist es ein gravierendes Problem, wenn wir in der EU immer mit aggregierten nationalen Zahlen arbeiten, anstatt einmal real zu erfassen, wo eigentlich die politischen Probleme sind. Mit sogenannten nationalen Wettbewerbsstrategien machen wir also in der EU im Grunde eine Politik, die die eigentlichen Probleme nicht löst.

IV.

Deswegen ist meine These, dass wir mit dem Begriff Nationalstaat innerhalb der EU nicht mehr weiterkommen. Der souveräne Nationalstaat tut es einfach nicht. Wir haben gerade gesehen, dass die nationale Aggregation von Daten ein Problem ist und sozioökonomische Realitäten nicht mehr abbildet. Deswegen schlage ich vor, dass wir uns jetzt einmal anschauen, was eigentlich gut für das Gemeinwohl ist, und wie es organisiert sein sollte. Dabei geht es nicht um Markt und nicht um Staat, sondern um den ältesten und den organischsten Begriff der politischen Ideengeschichte, wenn es um politische Gemeinwesen geht, nämlich den Begriff der Republik. Hier ist sie also, die Republik. Das Bild (Abb. 2) heißt „La République“, gemalt von Honoré Daumier im Jahr 1848, ein interessantes Datum übrigens, das Datum der europäischen März-Revolution. Was Sie sehen, ist *die* Republik, die natürlich eine majestätische Frau ist, und das ist ganz wichtig: Der Staat ist ein Mann, die Republik eine Frau. Frauen nähren – Männer herrschen; aber das nur als kleiner feministischer Subtext in einer Katholischen Akademie. Sie sehen, dass *Madame la République* ihre Bürger an prallen Brüsten nährt. Denn Republik – „res publica“ – heißt „Gemeinwohl“. Und das ist genau der Unterschied zu einem Binnenmarkt. Ein Binnenmarkt muss das Gemeinwohl nicht beachten, ein Markt folgt eigenen Gesetzen. Die Teilnehmer des Binnenmarktes werden mit jeder Gesetzgebung überfrachtet, ohne dass diese sich wehren können, weil das eben alles so konstitutionalisiert wurde, während eine Republik das Gemeinwohl achten muss, denn in einer Republik geht es um Bürger und nicht den Markt.

Darum ist es wichtig, daran zu erinnern, dass in der europäischen Imago Europa eine Frau ist – und kein Markt! Die ersten Karten von Europa, die wir aus dem Mittelalter haben, zeigen die „res publica europeae“, gedacht als Nachfolge – und das kann man an der Katholischen Akademie sehr laut sagen – der „res publica christiana“, interessanterweise ja auch ein transnationales Gemeinwesen. Anders formuliert: in der katholischen Kirche gibt es auch kein Problem mit Transnationalität. Die „res publica europeae“ als neue Imago der Einheit Europas kam genau, als sich die Protestanten und Katholiken im 16. Jahrhundert entzweiten. Europa stand fortan begrifflich für die Einheit des Kontinents.

Europa als neue Imago einer transnationalen Gemeinschaft, das haben die Bürger, die ja damals meistens nicht lesen konnten, intuitiv verstanden. Sie haben verstanden, dass Europa ganz ist, und zwar ein Körper, der Körper einer Frau. Ein Körper also, der nährt, aber vor allen Dingen ein Körper, in dem jedes Land und jedes Volk seinen angestammten und gleichsam organischen

Platz hat: nämlich in der Europa. Soll heißen, diese gesamte Brexit-Diskussion – ich könne aus Europa „austreten“, ich könne dem europäischen Körper entkommen, irgendwo anders hingehen – bildet nicht die Realität ab, nämlich dass niemand von Europa weglaufen könnte.

Niemand kann Europa entkommen. Wenn morgen die Ungarn sagen würden, wir wollen jetzt auch austreten: Wo wollten die denn hin?! Die Briten können sich ja noch einbilden, dass der linke Arm, den England auf einer mittelalterlichen Karte der Europa darstellt, abgetrennt werden kann. Schade für die Briten, denn, wie Sie wissen, überleben linke Arme ja nicht alleine. Aber bei einem Brexit wäre auch die Europa amputiert und das ist nicht nur schmerzhaft, das kriert Phantomschmerz. Sich die ganzheitliche Körperlichkeit Europas noch einmal in Erinnerung zu rufen, könnte also für die heutige Diskussion durchaus hilfreich sein.

Denn wohin würde uns das führen? Wir würden dann erkennen, dass wir als europäische Bürger nur dann eine Chance haben, wenn wir tatsächlich das politische Projekt – das war auch das Plädoyer von Herrn Grimm – ganz neu starten, und zwar nicht über Nationalstaaten, sondern über die Bürger, die

ja der eigentliche Souverän sind. Es gilt Kurt Tucholsky: „Alle Souveränität geht vom Bürger aus und kommt so schnell nicht wieder“. Denn wir denken immer, dass Staaten souverän sind, aber das ist nur die halbe juristische Wahrheit. Souverän sind immer nur die Bürger. Also darf Europa nicht an den Nationalstaaten hängen, Europa darf nicht das Projekt der „Vereinigten Staaten von Europa“ sein.

Die Nationalstaaten können Europa nicht machen, sondern nur die europäischen Bürger als eigentlicher Souverän. Und wenn Bürger sich auf ein politisches Abenteuer einlassen, dann gründen sie eine Republik auf der Grundlage gleichen Rechts. Das ist die Cicero'sche Definition der Republik und sie gilt es heute auf Europa anzuwenden: Wenn wir also noch das Vorhaben haben, dass wir eine politische Einheit auf dem europäischen Kontinent werden wollen – wir können strittig stellen, ob wir das noch wollen – aber wenn wir es noch wollen, dann wäre meine These und mein Diskussionsangebot, dass wir das nur schaffen, wenn wir genau eine Sache in Europa verwirklichen, nämlich den sogenannten allgemeinen politischen Gleichheitsgrundsatz für alle europäischen Bürger. Oder, um mit Cicero, zu sprechen, „ius aequum“, gleiches

Recht für alle, wie er in seiner Definition der Republik geschrieben hat: In der Republik sind alle Bürger gleich; und das heißt Wahlrechtsgleichheit, Gleichheit bei Steuern und Gleichheit beim Zugang zu sozialen Rechten. Die EU ist weit davon entfernt. Genau darum funktioniert sie als politisches Gemeinwesen nicht.

Die EU bietet das alles nicht, weil wir ja Staatsbürger von Nationalstaaten sind, und die Nationalstaaten uns als europäische Bürger permanent zueinander in Konkurrenz stellen. Soll heißen: Mein Sohn z.B. lebt in Paris und zahlt eine andere Einkommenssteuer als ich. Ich wähle auch mit meinem eigenen Sohn unser „gemeinsames“ Parlament, also das europäische, nicht nach den gleichen Bedingungen, das hat Herr Grimm Ihnen eben ausbuchstabiert. Das Europäische Parlament folgt also nicht dem Grundsatz, eine Person, eine Stimme, Das heißt, wir haben in der EU keine Wahlrechtsgleichheit, keine Steuer-gleichheit, wir sind nicht gleich vor dem Recht.

V.

Genau das ist die Lebenslüge des Maastrichter Vertrages, demzufolge die EU zugleich Staatenunion und Bürger-

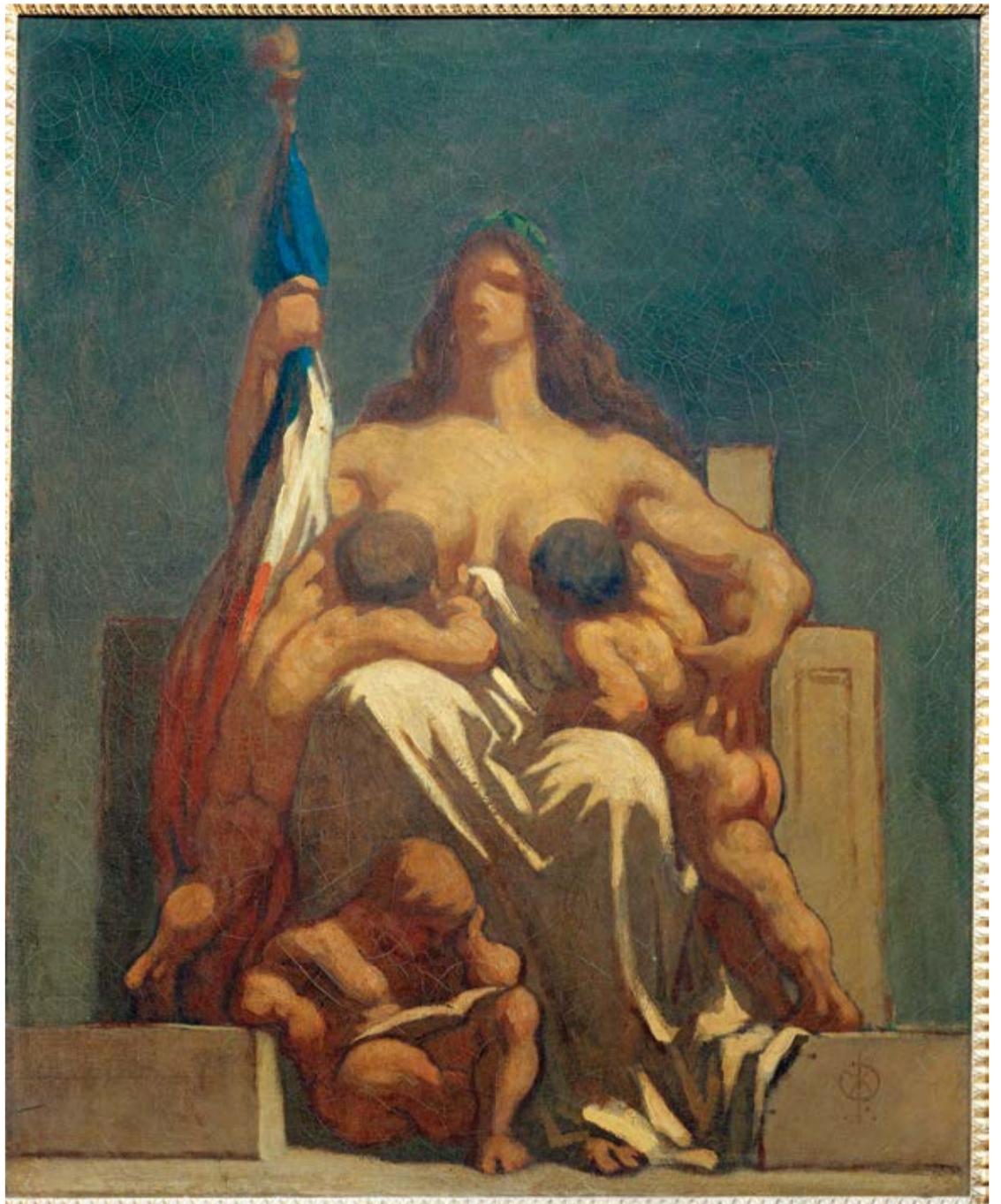


Foto: akg-images

Abb. 2.: Honoré Daumier malte 1848 das Bild „La République“. Ulrike Guérot sieht darin symbolisiert, dass eine Republik ihre Bürger nährt und nicht nur, wie der männliche Staat, beherrscht.

union ist. De facto aber ist sie nur Staaten- und keine Bürgerunion: die europäischen Bürger sind im politischen System der EU nicht originär souverän. Sonst wären ja z.B. jetzt, nach dem Brexit-Votum, die Briten weiterhin direkt europäische Staatsbürger, selbst wenn Großbritannien als *Staat* die EU verlassen würde. Anders formuliert, der nationalstaatliche Ansatz innerhalb der Europäischen Union ist eine permanente „*contradictio in adiecto*“. Wir werden über die Nationalstaaten nicht zu Europa kommen. Übrigens hat das der kürzlich verstorbene Soziologe Ulrich Beck immer geschrieben: Wenn wir die Autorität über die Integration Europas den Nationalstaaten überlassen, dann haben wir schon verloren.

Insofern wäre mein Diskussionsangebot, dass wir das politische Projekt Europa noch einmal neu denken, und zwar ausgehend von der Souveränität der Bürger, und ausgehend von dem allgemeinen politischen Gleichheitsgrundsatz aller Bürger. Die Französische Revolution von 1789 hatte eine zentrale Forderung: politische Gleichheit jenseits von Klassen. Die zentrale politische Forderung im Sinne einer Politisierung Europas, wie Dieter Grimm sie eben eingefordert hat, wäre, dass wir im Europa des 21. Jahrhunderts politische Gleichheit für alle europäischen Bürger jenseits von Nationen fordern. Wenn wir diese Forderung auffächern, dann gibt es genau drei Forderungen für das Europa von morgen: Wahlrechtsgleichheit, Steuergleichheit und Gleichheit vor dem Recht. Auf dieser Grundlage erst könnte eine veritable parlamentarische, repräsentative europäische Demokratie entstehen. Genau das ist die Utopie einer Europäischen Republik! Eine Utopie gibt die Richtung vor, damit wir heute einen ersten Schritt machen können.

Wenn wir nur diesen Grundsatz der allgemeinen politischen Gleichheit in Europa verwirklichen würden, kämen wir bei einem völlig anderen politischen System für Europa heraus. Die europäischen Nationalstaaten wären dekonstruiert. Autochthone europäische Regionen – z.B. Bayern – könnten in einem Zweikammersystem zu den konstitutionellen Trägern einer Europäischen Republik werden, unter deren Dach alle europäischen Bürger gleichgestellt wären. Das kommt uns heute unmöglich vor, weil wir nichts als den Nationalstaat kennen – oder ihn für die Fußball-WM brauchen. Aber es ist hilfreich, sich daran zu erinnern, dass es die Nationalstaaten nicht immer gegeben hat, auch wenn wir das glauben. Frankreich ist nicht vom Himmel gefallen, Gott hat die Erde nicht da geküsst, wo heute Deutschland ist, und der Nationalstaat ist sowieso kein menschliches Bedürfnis, sonst hätte es ihn auch im Neolithikum schon gegeben. Da aber gab es noch kein Italien oder Deutschland.

Der Nationalstaat ist ein Artefakt von Menschenhand, und so wie er konstruiert wurde, kann er dekonstruiert werden, wenn wir heute für das politische Zusammenleben in Europa etwas anderes brauchen. Bevor es Italien gab,

gab es die Republik Venedig, das Königreich Neapel usw. Bevor es die sogenannte Tschechische Republik gab, gab es Böhmen und Mähren, und bevor es die Bundesrepublik gab, die seit der Fußball-WM von 2006 zu Deutschland mutiert ist, gab es Bayern, Nordrhein-Westfalen, wo ich z.B. herkomme, oder auch Hansestädte. Jedenfalls gab es vor den Nationalstaaten regionale Einheiten, die autonom waren. Und so wie diese sich vor mehr als hundert Jahren zu einem Deutschen Reich zusammenschlossen haben, könnten diese – beziehungsweise deren Bürger – sich heute zu einer europäischen Republik zusammenschließen.

VI.

Wenn wir uns daran erinnern und noch einmal auf die heutige Karte von Europa schauen, dann sehen wir ungefähr 50 bis 60 autochthone Regionen in Europa, die Sie alle kennen: zum Beispiel Katalonien, Schottland, Bayern, Tirol usw. Es sind Regionen – Eupen-Malmédey, das Elsass oder Schlesien – um die die Nationalstaaten immer Kriege geführt haben, weswegen wiederum die Überwindung der Nationalstaaten das europäische Ziel war. Robert Menasse sagt: Regionen sind Heimat, Nationen sind Fiktion. In einem Europa, in dem die Regionen zu konstitutionellen Trägern einer Europäischen Republik würden, müsste niemand seine Heimat verlieren – nur die Fiktion einer Hallunzination aufgeben. Unter dem Dach einer Europäischen Republik gälte gleiches Recht für alle europäischen Bürger wäre. Wir hätten 50 oder 60 europäische Regionen, die jeweils zwei Senatoren in einen europäischen Senat schicken würden. Als europäische Bürger würden wir zu gleichen Bedingungen – eine Person, eine Stimme – ein Europäisches Repräsentantenhaus wählen. Beide Kammern zusammen wären der Europäische Kongress. Die europäischen Bürger, nicht die Nationalstaaten, wären der Souverän des politischen Systems in Europa. Wir könnten zusätzlich den europäischen Präsidenten direkt wählen, eine identitätsbildende Maßnahme. Das ist übrigens gar keine Utopie, das steht schon heute in so ziemlich jedem Parteiprogramm.

Ich mache also als Diskussionsangebot, darüber nachzudenken, ob wir auf dem Grundsatz der allgemeinen politischen Gleichheit eine emanzipatorische Stufe in Europa nehmen, uns als Bürger von den europäischen Nationalstaaten emanzipieren und eine Europäische Republik gründen wollen. Nicht heute, nicht morgen, aber perspektivisch, denn irgendwie müssen wir ja heraus aus dieser aktuellen europäischen Dystopie, in der wir sind. Ich denke dabei besonders an die junge Generation, die uns nachfolgt, und sage gleichsam wider den *Mainstream*: aus der gegenwärtigen Krise Europas, aus dem aufwallenden Populismus und Nationalismus, der uns zunehmend Unbehagen bereitet, kommen wir nur zusammen und nicht mehr gegeneinander heraus. Und zwar durch die Begründung einer Europäischen Republik jenseits von EU. □

Recht nach Gutdünken?

Christian Ude

Vielen herzlichen Dank beiden Referenten. Ich denke, dass wir jetzt schon die Gewissheit haben können, schlauer nach Hause zu gehen, als wir gekommen sind, denn wir haben neue Gesichtspunkte kennengelernt, sowohl bezüglich der demokratischen als auch der verfassungsrechtlichen Defizite der Europäischen Union, aber wir haben auch Visionen vernommen, was denkbare neue Perspektiven betrifft. Dafür herzlichen Dank. Im Übrigen habe ich gestaunt, wie zwei Statements von so unterschiedlichen Standpunkten und Maßstäben ausgehen können und doch so mühelos miteinander vereinbar scheinen. Ich glaube aber, dass das nur so scheint, weil beides gleichermaßen kritisch klang. Wir werden sehen, wie weit die Übereinstimmung tatsächlich reicht.

Als wir das Thema gewählt haben, bewusst mit den zwei Worten Macht und Recht, die wir doch gewöhnlich als Gegensatzpaar begreifen, gab es viel Erschütterung in Europa, die ja anhält. Und diese Erschütterung möchte ich am Anfang noch einmal zur Debatte stellen, um dann Ihren Pfaden weiter nachzugehen. Es ist ja erst wenige Jahre her, dass Europa in unglaublich euphorischer Stimmung sich selber gefeiert hat. Das kommt uns jetzt so vor, als müsste es Generationen her sein. Dabei liegt es nur wenige Jahre zurück, dass die Europäische Union unter dem Beifall ihrer Bürger den Friedensnobelpreis bekommen hat für ihre Grundsatztreue bei den Grundwerten, die sie permanent verkündet. Dann gab es den ersten Wahlkampf, in dem die Parteien gleicher Orientierung sich europaweit zusammengetan haben. Das führte zumindest in Deutschland mit einem deutschen Spitzenkandidaten durchaus zu einer höheren Wahlbeteiligung als vorher, aber natürlich kamen die beiden Spitzenkandidaten nur aus zwei Staaten, und in den nichtbeteiligten ist die Wahlbeteiligung weiter abgesackt. Aber Europa kam sich enorm kraftvoll vor, auch weil der Euro sich so glänzend zu bewähren schien.

Und dann der Absturz, der ja wirklich atemberaubend ist. In nur kurzer Zeit ging erst der Glaube an die Handlungsfähigkeit der europäischen Gremien regelrecht zugrunde. Sitzungen ohne Ergebnis, vertagte Entscheidungen wurden zu Stereotypen der Europaberichterstattung. Dann wurde der Euro, der ja den Frieden zwischen Europas Völkern unauflöslich machen sollte durch gemeinsame ökonomische Interessen, plötzlich zum größten Zankapfel des Kontinents, zu einem Thema, das europäische Völker, etwa Deutsche und Griechen, in nie gekannte Animosität zurückjagte. Und dann kam es zu Rechtsanwendungen, die jeweilige Kritiker als glatten Rechtsbruch empfanden. Insofern haben Sie, Herr Professor Grimm, ein völlig neues Thema angeschnitten heute, als Sie darlegten, wann denn die juristische Fehlentwicklung begonnen hat, nämlich schon in den 1960er Jahren. Das fand ich unglaublich spannend, und wir kommen darauf zurück.

Aber in der aktuellen, in der tagesaktuellen Debatte europäischer Völker und Medien haben wir es mit anderen Rechtsbrüchen zu tun, die die Menschen auf die Palme treiben. Die will ich doch zumindest ansprechen. Konservative, vertragstreue Bürger oder Stimmen verlangen, dass die Stabilitätskriterien ausgerechnet von den größten

Volkswirtschaften, nämlich Deutschland und Frankreich, keineswegs eingehalten worden sind. Man nahm sich das Recht der großzügigen Interpretation, und die Kleinen, die das anrühlig fanden, konnten dagegen überhaupt nichts ausrichten.

Dann hatten wir vertraglich die Regelung – ob das der Weisheit letzter Schluss ist, ist ja eine ganz andere Frage –, es dürfe kein „Bail-out“ geben, also, keine Nation und auch die Europäer insgesamt dürften eine Volkswirtschaft, die in ökonomische Probleme gerät, herauspauken, oder wie immer man es ins Deutsche übersetzen will.

Dagegen ist nach Meinung der Kritiker, der Euro-Skeptiker, sogar massiv verstoßen worden. Das heißt, der Vorwurf ist, dass die Rechtsverletzung von den europäischen Organen selber begangen wird. Nicht, dass der eine oder andere Staat sich nicht an europäisches Recht hält, sondern, dass die europäischen Organe selber sich die Freiheit genommen haben, gegen die Verträge, obwohl sie zwischenzeitlich in den Rang einer europäischen Verfassung hochgehobelt worden sind, zu brechen.

Und das nächste folgt dann unmittelbar auf dem Fuße, nämlich dass die Europäische Zentralbank eine Geldpolitik betreibt, von der nun niemand nachweisen kann, dass sie mit den Stabilitätskriterien und den für zulässig erklärten Instrumenten noch viel zu tun hat. Und toll ist, wie argumentiert wird. Ich sage das ohne jede Rechtfertigung oder gar Identifizierung mit den Euro-Skeptikern, aber der Wechsel der Argumentation ist schon abenteuerlich. Beim Fall Draghi hat die Süddeutsche Zeitung geschrieben: Wahrscheinlich müssten die Europäer ihm bald dankbar sein, dass er die Verträge gebrochen hat. Das heißt, wenn einem etwas ökonomisch passt, ist man mit dem Rechtsbruch durchaus einverstanden.

Es ist übrigens auch beim Flüchtlingsthema zu beobachten, dass die Toleranz zu juristisch verwegenen bis offenkundig rechtswidrigen Vorgehensweisen höchst unterschiedlich ist. Also, je nachdem, wie die eigene Position dazu ist. Nehmen Sie nur einmal den extremsten Fall, die Duldung von Flüchtlingsströmen unter Bruch der Vorschriften über die Außengrenzen. Das ist vom linksliberalen Teil der Öffentlichkeit geradezu gefeiert worden. Die Tatsache, dass nicht kleinkarierte Rechtsanwendung, kein Pochen auf das Schengen-Abkommen, kein Pochen auf die Dubliner Regelungen gilt, sondern die Menschlichkeit, die das Regelwerk mehrere Monate lang außer Kraft setzt. Gleichzeitig feiern es umgekehrt konservative Nationalstaaten und Stimmen, wenn Vorschriften des Völkerrechts über die Rechte von Bürgerkriegsflüchtlingen oder Asylanttragstellern gebrochen werden.

Das heißt: Auf unterschiedlichsten Seiten erleben wir einen ganz unterschiedlichen Umgang mit dem Recht. Je nachdem, ob einem das rechtlich Gebotene gefällt oder nicht. Wem die Rechtslage nicht gefällt, der sagt dann einfach: „Wir dürfen Herrn Draghi dankbar sein!“ „Alle humanitär Eingestellten müssen der Kanzlerin dankbar sein!“ Oder auf der anderen Seite: „Was soll der Quatsch mit Asylrecht oder Flüchtlingskonvention, zu viel ist zu viel. Bravo Viktor Organ, dass Du den Riegel vorgeschoben hast!“ □

Die Veranstaltungen – elektronisch dokumentiert

Das vollständige Referat von Manfred Weber finden Sie in der Mediathek der Katholischen Akademie Bayern, zusammen mit einem Video, in dem auch Gäste des Abends zu Wort kommen (mediathek.kath-akademie-bayern.de).

Die Beiträge von Dieter Grimm und Ulrike Guérot sowie die anschließende

Podiumsdiskussion sind auch in unserer Mediathek als podcast zu finden. Und dort haben sie ebenfalls Zugang zum 45-minütigen Beitrag „Europa – die Macht und das Recht“, der in der Reihe „alpha logos“ für ARD-alpha entstand und in der Mediathek des Bayerischen Rundfunk abzurufen ist.

Sommernacht der Künste

Ein Gipfeltreffen von bildender Kunst und Musical



Acht Studierende der Musicklasse der Theaterakademie August Everding boten Ausschnitte ihres aktuellen Programms.

„Polyphon“ – das war das Motto der diesjährigen „Sommernacht der Künste“ der Katholischen Akademie Bayern am 27. Juni, bei der der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der Klasse von Prof. Jorinde Voigt von der Akademie der Bildenden Künste in München präsentiert wurde. Im Mittelpunkt des Abends: das Gespräch von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller mit fünf Studierenden der Klasse von Prof. Voigt über ihre Werke, aber auch ganz allgemein über die Sicht von jungen Menschen auf Kunst als Ausdruck des Menschseins und als Weg, das eigene Dasein zu deuten. „Ich war beeindruckt, mit welchem philosophischen Anspruch die Studierenden von Jorinde Voigt ihre Arbeit sehen“, so Florian Schuller in seinem Statement, bevor er den Studierenden und ihrer akademischen Lehrerin die ersten frisch gedruckten Kataloge überreichte.

Beifallsstürme ernteten bei der Sommernacht auch die acht Studierenden der Musicklasse der Theaterakademie August Everding. Sie präsentierten un-



Tom Bitterlich, musikalischer Leiter des Studiengangs Musical, führte durch das Programm seiner Studierenden.



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller im Gespräch mit der Studentin Natalia Ava (Mitte) und Anina Stolz, ehemalige Assistentin von Jorinde Voigt.



Der Katalog der Ausstellung „Polyphon“ kann für fünf Euro in der Katholischen Akademie Bayern erworben werden.

Junge Besucher – hier mit Studienleiter Michael Zachmeier, der zusammen mit seinem Kollegen Dr. Bernhard Forster die Sommernacht organisiert hatte – lobten die lockere Atmosphäre in der Katholischen Akademie.





Bester Laune: Christine Albrecht, an der Theaterakademie zuständig für die internationalen Beziehungen, Prof. Hans-Jürgen Drescher, Präsident der

Theaterakademie, Pola Sieverding, Assistentin an der Münchner Kunstakademie, und deren Chefin, Prof. Jorinde Voigt (v.l.n.r.).

ter der Leitung von Tom Bitterlich am Klavier in zwei Blöcken Ausschnitte aus ihrem aktuellen Programm – eine mitreißende Mischung aus bekannten Evergreens und frechen Werken abseits des Mainstreams wie dem Musical „I love you, you're perfect, now change!“. Der Auftritt wurde von Tom Bitterlich, musikalischer Leiter des Studiengangs Musical, mit viel Witz moderiert.

Im Anschluss an das offizielle Pro-

gramm trafen sich die Teilnehmer noch zum geselligen Austausch im sommerlichen Park, wo sich intensive Gespräche mit den jungen Künstlerinnen und Künstlern beider Sparten ergaben. Unter den über 80 Gästen waren neben dem Präsidenten der Theaterakademie, Prof. Hans-Jürgen Drescher, auch die Bildhauerin und Malerin Antje Tesche-

Mentzen sowie der Münchner Komponist Wilfried Hiller. Er arbeitet schon jetzt am Konzept der „Sommernacht der Künste“ 2017, bei der ausgewählte Kunstwerke der Katholischen Akademie Bayern im Mittelpunkt stehen werden. Der Anlass: das 60. Gründungsjubiläum der Akademie im kommenden Jahr. □



Dr. Ulrich Schäfert, Fachbereichsleiter Kunstpastoral im Ordinariat der Erzdiözese München und Freising – hier im Gespräch mit einer Besucherin –, war einer der Gäste der Sommernacht der Künste.

Buddhismus und Christentum im Gespräch

Lektürekurse im Jahr 2016

Nach insgesamt acht Abenden in den Jahren 2014 und 2015, die in jeweils zwei Experten-Vorträgen die Polarität von „Weltenkreislauf und Schöpfung“ über „Karma und Sünde“ und „Die Frage nach dem Bösen“ bis zu „Erlösung zwischen Glauben, Erkenntnis und Stellvertretung“ zum Thema hatten, bestimmte im Jahr 2016 ein dreiteiliger Lektürekurs den Schwerpunkt „Buddhismus und Christentum im Gespräch“ der Akademie. Die Leitung des Lektürekurses lag bei Prof. Dr. Dr. Katharina Ceming, die vorher auch schon die acht Vortragsabende moderiert hatte.

Der erste Abend des Lektürekurses am 2. März 2016 stand unter dem Titel „Das Innerste des Menschen: Seelenfunken und Buddha-Natur“. Nach einem kurzen Einführungsvortrag von

Katharina Ceming wurden Texte zur Idee des Seelenfunken bei Meister Eckhart und zur Lehre vom sogenannten Buddhakeim (der in jedem Wesen innenwohnenden Buddha-Natur) im Mahayana-Buddhismus vorgelesen und anschließend anhand von Impulsfragen gemeinsam diskutiert.

Der zweite Abend am 4. Mai 2016 beschäftigte sich mit dem Thema „Die Unsagbarkeit des Absoluten“. Hier wurden nach der Einführung von Katharina Ceming Texte von Dionysius Areopagita, dem geistigen Vater der christlichen Mystik, sowie von Arya Nagarjuna, dem wohl größten Philosophen des Mahayana-Buddhismus, gelesen.

Der dritte und letzte Abend am 11. Juli 2016 war schließlich der „Gewaltlosigkeit“ gewidmet. Diesmal wur-

den ausgewählte Passagen der neutestamentlichen Bergpredigt und dem buddhistischen Pali-Kanon gelesen und diskutiert.

Allen Abenden war gemeinsam, dass der jeweilige Eingangsvortrag die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehr gut in die Thematik einführte und auf die Texte vorbereitete, so dass die anschließende Diskussion stets äußerst angeregt ausfiel.

Mit dem Ende des Lektürekurses ist auch das Ende des Akademie-Schwerpunkts „Buddhismus und Christentum im Gespräch“ gekommen, da alle relevanten und diskussionswürdigen Themen bereits behandelt und tiefgründig aufgearbeitet wurden. Damit endet auch diese Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Dr. Katharina Ceming, die der Akademie für zukünftige Veranstaltungen aber auch weiterhin als Referentin erhalten bleibt. Die Akademie dankt ihr sehr für die langjährige kompetente Beratung in christlich-buddhistischen Fragen, die stets souveräne Moderation sowie die erhellenden und gut verständlichen Vorträge und freut sich auf die weitere Zusammenarbeit. Astrid Schilling



Prof. Dr. Dr. Katharina Ceming, Theologin und Religionswissenschaftlerin, konzipierte über mehrere Jahre die Veranstaltungen zum Akademie-Schwerpunkt „Buddhismus und Christentum im Gespräch“.



Jeweils rund 50 Teilnehmer betrieben an den drei Abenden des Lektürekurses intensive Textarbeit.

Flüchtlingspolitik

Fast 250 Menschen kamen am 20. Juni 2016 in die Katholische Akademie Bayern, um einer Diskussion über das wohl wichtigste innenpolitische Thema unserer Tage zu folgen: Wie ist die Integration der Flüchtlinge in die Gesellschaft zu lösen? Bei der Veranstaltung „Flüchtlingspolitik. Christliches Ideal und praktische Vernunft“, sprachen und diskutierten

der bayerische Innenminister Joachim Herrmann (CSU) und Prälat Dr. Peter Neher, der Präsident des Deutschen Caritasverbandes. Die Moderation hatte Alois Glück übernommen, als ehemaliger führender CSU-Politiker und früherer Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken auf beiden Seiten zu Hause. Lesen Sie in der Folge die beiden Statements.

Integration, innere Sicherheit – Strategien der Flüchtlingspolitik in Bayern

Joachim Herrmann

I.

Flüchtlingspolitik, christliches Ideal und praktische Vernunft, ein spannendes Thema! Die Herausforderung ist natürlich vor allen Dingen zu überlegen, wie stark man beide Zielsetzungen, beide Herausforderungen zur Deckung bringen kann. Mancher wird gerne darüber reden, darin schon von vornherein einen Widerspruch zu sehen. Dazu gehöre ich nicht. Ich denke, die Herausforderung ist nicht nur auf das Thema Flüchtlingspolitik bezogen, sondern letztendlich natürlich täglich im Leben zwischen christlichem Ideal und praktischer Vernunft möglichst wenig Diskrepanz entstehen zu lassen.

Den Nachrichten des Bayerischen Rundfunks war am letzten Weihnachtsfest zu entnehmen, dass der evangelische Landesbischof Bedford-Strohm in seiner Weihnachtspredigt darauf Bezug genommen hat, dass ja auch die Heilige Familie nach Ägypten geflohen ist und sinngemäß, dass dies doch für uns alle eine Mahnung auch zur Aufgeschlossenheit für das Schicksal von Flüchtlingen sein sollte. Ich denke, darin können wir alle übereinstimmen.

Ich habe gleichwohl den Landesbischof, als ich ihn ein oder zwei Wochen später wiedergetroffen habe, darauf angesprochen, dass wenn man diesen zweifellos richtigen Bezug nimmt, es sinnvoll ist, auch in die Überlegungen mit einzubeziehen, dass es im Matthäusevangelium im zweiten Kapitel, Vers 19 bis 23, heißt, dass die Heilige Familie wieder nach Galiläa zurückkehrte als die Gefahr vorüber war. Das gehört auch zur Botschaft des Evangeliums. Ich sage das deshalb, weil man unter diesem Blickwinkel manche Dinge vielleicht etwas entspannter betrachten kann.

Wir hatten das in unserem Land in den 1990er Jahren während des Bürger-



Joachim Herrmann, Bayerischer Staatsminister des Innern, für Bau und Verkehr

kriegs in Jugoslawien schon einmal erlebt. Damals war es im wahrsten Sinn des Wortes auch geographisch nahe liegend, dass Menschen aus Jugoslawien vor diesem schrecklichen Bürgerkrieg flohen und nach Österreich und Deutschland gekommen sind – zumal es ja gerade hier auch schon viele Bekannte und Verwandte aus der Zeit der jugoslawischen Gastarbeiter gab.

Wir wissen heute aus der Statistik, dass zwei Drittel bis drei Viertel der Menschen, die Anfang der 1990er Jahre als Flüchtlinge aus Jugoslawien nach Deutschland gekommen sind, nach Ende des Bürgerkriegs wieder in ihre

Heimat zurückgekehrt sind. Ein paar sind hier geblieben und gut integriert worden, aber der Großteil ist in die Heimat zurückgekehrt.

Das ist übrigens auch durchaus die Abfolge von Geschehnissen, die den Regeln der Genfer Flüchtlingskonvention und auch dem subsidiären EU-Schutz zugrunde liegt. Es steht in der Genfer Flüchtlingskonvention ausdrücklich geschrieben, dass man vor einem Bürgerkrieg fliehen kann und Aufnahme erhält. Und es wird des Weiteren ausdrücklich festgehalten, dass es der Normalfall ist, dass man nach Ende des Bürgerkriegs wieder in seine Heimat zurückkehrt. Das ist wohl gemerkt keine Erfindung der Bayerischen Staatsregierung.

II.

Ich bedaure persönlich sehr, dass dieser Aspekt in den Diskussionen gerade des letzten Dreivierteljahres ziemlich verdrängt worden ist. Wenn man das etwas stärker in den Vordergrund rückt, dann würde man sich bei manchen Diskussionen etwas einfacher tun, weil nämlich die Bereitschaft automatisch noch ein Stück größer ist, jemandem temporär Zuflucht zu gewähren – etwa während einer Naturkatastrophe oder während solcher politischer Krisen.

Wir hatten in unserem Land gerade in den letzten zwölf Monaten zweifellos eine besondere Herausforderung. Die Zahl der Asylsuchenden ist im letzten Jahr auf ein nie gekanntes Ausmaß gestiegen. Es waren in der Summe dann letztendlich wohl über eine Million, die über die deutschen Grenzen gekommen. Es sind nicht alle in Deutschland geblieben, aber zunächst einmal sind über eine Million über die deutschen Grenzen gekommen – wahrscheinlich über 90 Prozent davon über die österreichisch-bayerische Grenze.

Aktuell sind die Zahlen massiv zurückgegangen. Derzeit werden in Bayern noch zwischen 100 und 200 Flüchtlinge pro Tag aufgegriffen, im Wesentlichen an der österreichischen Grenze. Darüber, wie das nun weitergehen wird, will ich jetzt heute keine Prognosen anstellen. Aber Tatsache ist, dass uns alle die Ankunft dieser einen Million im vergangenen Jahr vor enorme Herausforderungen gestellt hat. Es sind tausende von Menschen ehrenamtlich unterwegs gewesen, die sich engagiert haben. Es waren ebenso tausende von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Kommunen, der Behörden, aber auch der Polizei im Einsatz. Und ich will mich an dieser Stelle zunächst einmal ganz herzlich bei denen bedanken, die im Einsatz waren. Wir haben ein großartiges Engagement von Ehrenamtlern in unserem Land erlebt. Solche, die beständig fest engagiert sind, zum Beispiel bei den Maltesern, den Johannitern oder beim Roten Kreuz, aber auch solchen, die überhaupt nicht organisiert sind, die ganz spontan gesagt haben, da kommen jetzt Menschen zu uns, die Hilfe brauchen, und dann spontan zum Bahnhof oder woanders hin geeilt sind und sich bereit erklärt haben zu helfen. Manche haben dann einen oder zwei Tage, manche auch über Wochen hinweg geholfen, immer wieder auch schon unmittelbar an den Grenzen, wo Flüchtlinge an den Bahnhöfen ankamen. Es ist eine großartige Hilfsbereitschaft gewesen, die wir hier erleben durften. Ich will ausdrücklich darauf hinweisen: Bei allem Streit über die richtige politische Richtung in diesen Fragen haben wir in Bayern diesen Streit zu keinem Zeitpunkt auf dem Rücken der Flüchtlinge ausgetragen. Alle Flüchtlinge, die bei uns ankamen, sind sowohl von den Ehrenamtlern aber auch von Kommunal-, Landes- und Bundesbehörden geradezu bestmöglich aufgenommen worden –

zumal auf diese große Zahl ja niemand vorbereitet war.

Ich will jetzt bewusst nicht über andere Länder reden und auch nicht darüber, wo es denn schlechter gelaufen ist. Aber auch die Bundeskanzlerin hat mir persönlich zwei Mal im letzten Winter ausdrücklich gesagt, sie sei sich schon bewusst, dass es von der Organisation her bei uns besser gelaufen ist als anderswo. Also dafür zu sorgen, dass die Menschen ganz schnell ein Dach über dem Kopf, dass sie zu essen und zu trinken bekommen haben. Und sie hat ausdrücklich gesagt, sie sei der Auffassung, dass wahrscheinlich eine ganze Reihe von anderen Bundesländern schon längst zusammengebrochen wären, wenn sie das ähnliche Erstankunfts-geschehen wie Bayern zu tragen gehabt hätten. Sie bekundete ihren großen Respekt, dass wir dies in Bayern so gemeistert haben.

Mir ist es sowohl politisch, aber auch ganz persönlich wichtig, dass wir heute darüber reden. Denn zu allen Zeitpunkten habe ich mich gerade dafür eingesetzt, dass alle an einem Strang ziehen, um dem Menschen, der jetzt vor einem steht, zu helfen und nicht, im wahrsten Sinn des Wortes, im Regen stehen zu lassen. Und wir haben es gemeistert, für den jeweiligen da zu sein und ihm zu essen und zu trinken zu geben. Und wenn man es dann geschafft hat, dass der gut über die Nacht kommt, dann wurde weiter geschaut, wie es am nächsten Tag weitergehen kann. Da haben wirklich alle vorbildlich zusammengeholfen. Ich glaube, so haben das die Allermeisten, die als Flüchtlinge in unser Land gekommen sind, auch wahrgenommen.

III.

Gleichzeitig bin ich natürlich als Innenminister in den letzten Monaten nach den Terroranschlägen in Paris und Brüssel und den Meldungen der Polizei, dass Terroristen sich als Flüchtlinge ausgegeben hatten, um auf die Weise unkontrolliert nach Europa zu kommen, auch immer wieder mit den Sorgen von Menschen in unserem Land konfrontiert worden. Sie machten sich Sorgen darüber, dass manche hier wochenlang kreuz und quer durch Europa mit falschen Identitäten unterwegs waren, und offensichtlich auch nach Auffassung der Sicherheitsbehörden manches sogar so gestaltet wurde, dass die ganze Flüchtlingsentwicklung diskreditiert wurde.

Die Menschen in unserem eigenen Land haben die Sorge gehabt und haben sie auch heute noch, ob unsere Grenzen hinreichend überwacht werden und eine entsprechende Grenzkontrolle stattfindet. Wir haben uns in Bayern nachdrücklich dafür eingesetzt, dass die Bundesregierung ab 13. September letzten Jahres wieder temporäre Grenzkontrollen eingeführt hat. Das war notwendig und richtig, denn wir mussten wieder einigermaßen Ordnung in dieses Geschehen bringen. Es ist notwendig und wohl gemerkt geltendes europäisches Recht, dass jeder, der über die Grenze kommt, registriert wird. Leider hat eine Reihe von europäischen Staaten sich schon seit längerer Zeit nicht mehr an geltendes europäisches Recht gehalten. Gemeint sind damit der Schengen-Vertrag und das Dublin-Abkommen, die besagen, dass an den EU-Außengrenzen kontrolliert werden muss. Nach dem Schengen-Vertrag darf den Schengen-Raum betreten, wer entweder EU-Bürger ist oder ein Visum für die EU hat oder an der Grenze sagt, dass er Flüchtling ist und Asyl begehrt. Im letzteren Fall muss dann schon unmittelbar an der Grenze zu dem Land, in dem die Person zum ersten Mal den europäischen Schengen-Raum betritt, seine



Das Podiumsgespräch: Die Unterschiede in den Positionen wurden bei den Statements und in der Diskussion deutlich, wenngleich auch Gemeinsamkeiten gefunden wurden.

Identität geklärt werden. Es ist ein Fingerabdruck zu nehmen. Das sind alles Details, die im geltenden europäischen Recht stehen. Und dann ist dort das Asylverfahren durchzuführen und zu prüfen, ob er einen Anspruch auf Asyl und Aufnahme in Europa hat. Wenn aber schon dort festgestellt wird, er hat kein Anrecht auf Asyl, dann ist er vom ersten Land, in dem er ankommt, wieder zurückzuführen.

Keiner kann erwarten, dass Tausende von berechtigten Flüchtlingen auf Dauer alle auf Lampedusa, Sizilien oder auf Lesbos bleiben.

Ich habe von Anfang an gesagt: Wir brauchen keinerlei Änderung des deutschen Asylrechts. Wir brauchen auch keinerlei Änderung des europäischen Rechts. Was da steht, ist alles in Ordnung. Es muss nur angewandt werden. Die Probleme, die wir im vergangenen Jahr allein auch organisatorischer Art, hatten, sind darauf zurückzuführen, dass sich eine ganze Reihe von europäischen Ländern schon seit einiger Zeit ständig über geltendes europäisches Recht hinweggesetzt hat. Erst jetzt findet auf den griechischen Inseln das statt, was nach europäischem Recht eigentlich schon seit Jahren hätte stattfinden müssen. Auch wenn jemand auf einer griechischen Insel ankommt, ist dort das Verfahren durchzuführen. Einfach durchwinken, egal ob einer überhaupt berechtigt ist oder nicht, das entspricht nicht geltendem europäischem Recht. Und dieses Problem hatten wir leider.

Erst nachdem Mazedonien die Grenze geschlossen hat, ist der Druck auf die griechische Regierung entstanden, Schluss zu machen mit dem Durchwinken und wieder geltendes europäisches

Recht an den europäischen Außengrenzen anzuwenden. Es hat einen griechischen Migrationsminister gegeben, der vor ein paar Monaten erklärt hat, die griechischen Außengrenzen könne man überhaupt nicht richtig schützen. Das ist aber leider wieder ein typisches Problem für manche Entwicklungen innerhalb der Europäischen Union. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, ich bin ein großer Fan der Europäischen Union, aber auch wenn man voller Begeisterung für die europäische Einigung ist, muss man Fehlentwicklungen beim Namen nennen.

Beim Schengen-Raum muss niemand dabei sein. Der Schengen-Raum ist keine Verpflichtung für alle EU-Länder. Jedes EU-Land entscheidet selbst, ob es beim Schengen-Abkommen dabei sein will. Aber wenn es dabei sein will, dann gibt es keine Binnengrenzkontrollen mehr zu diesem Land. Gleichzeitig hat dieses Land aber die Verpflichtung, seine Außengrenzen umso stärker zu schützen. Ich will mich hier gar nicht fachlich darüber verbreiten, ob man die griechischen Grenzen schützen kann oder nicht. Aber was nicht geht ist, dass ich als Land einerseits beim Schengen-Abkommen dabei sein will, weil das gut für den Tourismus in Griechenland ist, aber bei den Verpflichtungen, die ich damit gleichzeitig eingehe, sage, das kann ich ja gar nicht erfüllen. Das ist genau einer der Gründe, weshalb Europa im Moment insgesamt Probleme hat.

Ich will, dass das Projekt „europäische Einigung“ weiter vorangeht. Ich bin ganz energisch dafür. Aber es kann nur funktionieren, wenn sich alle auch immer an die vereinbarten Spielregeln halten. Denn wenn jeder macht, was er mag, ist dies keine Basis für einen auf Dauer ausgelegten Vertrag oder eine vertiefte Zusammenarbeit. Das ist leider auch an diesem Thema deutlich geworden.

Jetzt haben wir wieder eine Situation, wo jedenfalls einigermaßen an den griechischen Außengrenzen kontrolliert wird, wo in Süditalien kontrolliert wird,

wo Menschen registriert werden. Natürlich dürfen wir auf Dauer solche Länder mit den Flüchtlingen nicht allein lassen. Keiner kann erwarten, dass Tausende von berechtigten Flüchtlingen auf Dauer alle auf Lampedusa, Sizilien oder auf Lesbos bleiben. Darüber muss man reden. Aber man kann solche Probleme nicht dadurch lösen, dass man sich einfach über geltendes Recht hinwegsetzt. Das kann nicht funktionieren.

IV.

Ergebnis der Situation, die wir in unserem Land im letzten Herbst hatten, sind über eine Million Flüchtlinge, von denen einige inzwischen weitergereist

sind. Im Moment haben wir in Bayern 150.000 Menschen in den Asylbewerberunterkünften. Die große Mehrheit von ihnen wartet noch auf einen endgültigen Bescheid. Einige sind schon wieder heimgeschickt worden, andere sind schon anerkannt. 150.000! Ich lass mal dahingestellt, wie viele anerkannt werden oder nicht. Aber ich will auf die Dimension hinweisen. In Bayern ist das mathematisch in etwa auch der Anteil, den wir an dem Gesamtaufkommen von einer Million hätten.

150.000 in einem Jahr! Daran wird deutlich, dass es nicht darum geht, ob ich für 150.000 Menschen das Essen und Trinken am ersten Tag, am zweiten, am dritten und vierten organisiere, dass



Diskutierten schon vor der Veranstaltung: der frühere CSU-Minister Professor Hans Maier, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller, Alois Glück, Prälat Dr. Peter Neher und Staatsminister Joachim Herrmann (v.l.n.r.).



Foto: kna/Reiner Just

Rund 20.000 Flüchtlinge kamen allein am ersten Septemberwochenende 2015 am Münchner Hauptbahnhof an. Haupt- und Ehrenamtliche kümmerten sich um die Menschen.

ich auch für jeden eine ordentliche Schlafstatt unter einem ordentlichen Dach bekomme. Die Frage ist vielmehr: Wie wollen wir die, die bleiben dürfen, ordentlich integrieren? Wo haben sie zumindest nächstes Jahr ihre Wohnung, wo haben sie ihren Arbeitsplatz, wo gehen die Kinder in die Schule, wo haben die Kinder ihren Kindergarten?

Wenn ich 150.000 Menschen integrieren will, muss ich beachten, dass das mehr sind als zum Beispiel die Stadt Regensburg Einwohner hat. Wenn sich das so fortsetzen würde über die nächsten Jahre, dann hieße das, dass jedes Jahr die Infrastruktur einer Stadt wie Regensburg neu in die Landschaft gestellt werden müsste.

Ich denke, dass an diesem praktischen Beispiel deutlich wird, dass es in der Gesamtzahl zu viele werden, wenn man Integration ernst nimmt. Mir geht es nicht darum, eine spezielle Zahl zu definieren und zu sagen, wie viele es sein dürfen, was zu viele sind. Aber den Eindruck zu erwecken, als ob das beliebig erweiterbar wäre – das wäre falsch.

Unser Bundespräsident hat das vor ein paar Monaten so formuliert: „Ja, das sei unser Dilemma. Wir wollen helfen, unser Herz ist weit, aber unsere Möglichkeiten sind endlich.“ Er hat damit sehr treffend zum Ausdruck gebracht, wo die eigentlichen Probleme

liegen. Es geht nicht darum, dass wir nicht helfen wollen. Es geht schon gar nicht darum, dass wir niemandem helfen wollen. Aber es geht darum, dass wir uns der Grenzen von Hilfsmöglichkeiten schließlich auch bewusst werden. Wir müssen uns indessen auch viel stärker mit dem Thema Fluchtursachenbekämpfung beschäftigen. Es ist wichtig, dass wir auch zusammen mit unseren europäischen Partnern unsere Entwicklungspolitik mit unserer Wirtschafts- und Außenpolitik besser verzahnen. Wir müssen in der Tat wesentlich mehr Geld für Entwicklungshilfe zur Verfügung stellen und dies nicht nur in Sonntagsreden immer wieder wohlfeil deklamieren. Es muss auch tatsächlich stattfinden. Denn mit den gleichen 1000 Euro, die wir in Deutschland für teure Unterbringungen ausgeben müssen, können wir ein Vielfaches an Positivem in den Heimatländern vieler Flüchtlinge bewegen. Wir wollen in der Staatsregierung übrigens demnächst darüber reden, dass wir auch ganz gezielt spezielle Projekte im Nahen Osten anpacken und fördern, um dort ein Zeichen zu setzen. Wir allein können aus Bayern nicht die ganze Welt verändern, aber doch Zeichen setzen und deutlich machen, was wir konkret vor Ort tun können.

V.

Die große Herausforderung der nächsten Monate und Jahre wird sein, diejenigen, die jetzt da sind und hier bleiben dürfen, gut zu integrieren. Integrieren, das heißt in unser Land integrieren, in unsere Rechtsordnung integrieren, in unsere Gesellschaftsordnung integrieren. Einen Satz, den ich im Herbst vergangenen Jahres in manchen Fernsehdebatten gehört oder in manchem Zeitungskommentar gelesen habe, halte ich im Übrigen für ziemlich dümmlich, nämlich dass sich Deutschland angesichts der vielen Flüchtlinge, die jetzt zu uns gekommen sind, ändern



Sehr konzentriert saßen Innenminister Joachim Herrmann, Caritas-Präsident Prälat Dr. Peter Neher und Alois Glück (v.l.n.r.) vor der Veranstaltung auf ihren Plätzen.



Die Katholische Akademie in alpha-lógos

Ausgewählte Veranstaltungen der Katholischen Akademie Bayern sind regelmäßig in ARD-alpha, dem deutschlandweiten Bildungskanal des Senderverbundes, zu sehen. Die journalistisch aufbereiteten 45-minütigen Beiträge werden vierzehntägig in der Reihe „alpha-lógos“ am Sonntagabend, jeweils von **19.15 bis 20 Uhr**, gesendet. Sie bieten Originalauszüge aus den Vorträgen und Diskussionen, Interviews mit den Referenten sowie vertiefende Informationen. Die Sendungen der Reihe werden vierzehntägig sonntags, jeweils um **13 Uhr**, wiederholt. Gezeigt wird immer der Beitrag, der in der Vorwoche um 19.15 Uhr zu sehen war.

Noch ein Hinweis

Die Sendungen der „alpha-lógos-Reihe“ sind jeweils ein Jahr lang auch auf der Homepage von ARD-alpha abzurufen und können damit jederzeit auf dem heimischen Computer gesehen werden. Die Internetadresse lautet: <http://www.br.de/fernsehen/ard-alpha/sendungen/logos/logos104>

Eine aktualisierte Programmübersicht finden Sie unter <http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-ard-alpha>

müsse. Nein, das sehe ich überhaupt nicht so. Ich denke, zu Recht lieben die Menschen in Bayern ihre bayerische Heimat so wie sie ist. Die Deutschen lieben Deutschland, so wie es ist. Und die Flüchtlinge sind genau in dieses Land gekommen, so wie es ist. Sie haben vielfach die Möglichkeit gehabt, auch in anderen Ländern zu bleiben und die allermeisten wollten ganz gezielt nach Deutschland, offensichtlich in dieses Deutschland.

Ich glaube, dass solche Sprüche wie „Deutschland muss sich angesichts der Flüchtlinge ändern“ viele Menschen in unserem Land verunsichert haben. Wir wollen unser Land so bewahren. Wir wollen hilfsbereit sein und die, die bei uns bleiben, gut integrieren.

Integrieren heißt übrigens auch noch mehr als nur die Sprache eines Landes zu lernen. Das ist unabdingbare Voraussetzung. Ohne die Sprache zu kennen, kann ich mich in keinem Land der Welt vernünftig integrieren. Aber die Sprache ist nicht genug. Das ist auch Teil der Sicherheitsprobleme, die die Franzosen im Moment haben. Sie haben sich lange ein bisschen trügerisch in Sicherheit gewöhnt nach der Vorstellung: Die sprechen alle perfekt Französisch und werden dann schon irgendwie auch alle gute Franzosen sein. Man spürt, dass ein ganz kleiner Teil unterwegs ist, der überhaupt nicht integriert ist, sondern völlig andere Zielvorstellungen hat.

Deshalb erwarte ich in der Tat, dass jeder akzeptiert, wenn das Gericht entschieden hat, dass er unser Land wieder verlassen muss, wir das dann auch umsetzen dürfen.

Integration ist das Gegenteil von Multi-Kulti. Integration heißt nicht, dass ich beliebig nebeneinander herleben kann. Integration heißt nicht, dass jeder machen kann was er mag. Natürlich sind wir eine sehr freiheitliche Gesellschaft. Aber das, was verbindlich in unserer Rechts- und Gesellschaftsordnung vorgegeben ist, ist für alle verbindlich. Und da kann auch nicht jemand aus einem anderen Land kommen und sagen: Für mich gilt das nicht, weil ich irgendwie an etwas anderes glaube. Nein, das, was wir festgeschrieben haben, das muss für alle gelten und nur so kann auf Dauer auch ein vernünftiges Zusammenleben funktionieren.

Wir müssen auch alles dafür tun, dass wir den Wohnungsbau voranbringen. Wir haben mit den Kommunen und den Kirchen Einvernehmen darüber, dass wir keine speziellen Wohnungssiedlungen für Flüchtlinge errichten, weil das wiederum das Gegenteil von Integration wäre. Wir haben ohnehin einen Riesenbedarf an Wohnungsbau. Das gilt hier im Großraum München, das gilt in anderen Teilen Bayerns. Wir müssen den Wohnungsbau forcieren und dann muss dabei auch Platz für viele Flüchtlinge sein. Nebenbei bemerkt: Auch die Kommunen müssen wesentlich mehr Bauland ausweisen. Ich bin sehr dankbar für das Engagement der Kirchen, gerade bei der Aufnahme von Flüchtlingen, bei der Hilfe von Flüchtlingen und auch bei der Integration von Flüchtlingen. Ich zähle auch auf die Amtskirchen, wenn es darum geht, einen Beitrag zum Wohnungsbau zu leisten. Denn nach Bund, Land und Kommunen sind zweifellos die beiden großen Kirchen die größten Grundbesitzer in unserem Land. Sie brauchen die Grundstücke ja gar nicht

hergeben, sondern nur dafür sorgen, dass auf ihrem Land Wohnungen gebaut werden – für die einheimische Bevölkerung wie für Flüchtlinge.

VI.

Schließlich eine letzte Bemerkung: Wenn wir über christliche Ideale reden, dann ist es auch ganz, ganz wichtig, dass wir unmissverständliche Signale geben, immer dort, wo Leute mit Intoleranz, mit Fanatismus oder gar mit Hass auf Ausländer unterwegs sind. Man kann sich über die richtigen Wege in der Flüchtlingspolitik trefflich streiten, aber wo jemand meint, Selbstjustiz üben zu können, wo jemand mit Gewalt auf Ausländer losgeht, ist das völlig unerträglich – ganz egal in welchem Rechtsstatus die Betroffenen sind, auch bei jemandem, von dem klar ist, dass er unser Land wieder verlassen muss.

Hier sind auch alle Christen gefordert, unmissverständlich deutlich zu machen, dass bei uns der Rechtsstaat entscheidet. Dafür haben wir ein ausgebautes Rechtssystem wie kaum ein anderes Land der Welt. Jeder Ausländer, der zu uns kommt, jeder Asylbewerber darf bei uns vor einem deutschen Verwaltungsgericht gegebenenfalls klagen. Das gibt es zum Beispiel in USA überhaupt nicht. Da können sie den Gnadenweis der Regierung haben, aber die Möglichkeit, vor Gericht zu klagen, hat da keiner. Und in vielen anderen Ländern auch nicht. Bei uns aber schon: Am Schluss entscheidet der Rechtsstaat. Deshalb erwarte ich in der Tat, dass jeder akzeptiert, wenn das Gericht entschieden hat, dass er unser Land wieder verlassen muss, wir das auch umsetzen dürfen. Da kann die Diskussion nicht immer wieder von vorne losgehen.

Aber umgekehrt erwarte ich auch von jedem Mitbürger, wenn genau dieser Rechtsstaat entscheidet, dass ein Flüchtling Anspruch hat hierzubleiben, dass dies auch jeder zu akzeptieren hat. Keiner hat das Recht, deswegen irgendeine Asylbewerberunterkunft anzuzünden oder gewalttätig auf Asylbewerber loszugehen. Auch das müssen wir Christen unmissverständlich deutlich machen und jedem, der anders handelt, massiv entgegentreten.

Und deshalb sage ich auch im Hinblick auf manche anderen politischen Unternehmungen: Es ist ja schön, wenn sich Menschen für das christliche Abendland einsetzen wollen. Aber manchmal ist mir nicht ganz klar, für welche Art von Abendland sich da mancher eigentlich einsetzen will. Denn wenn man für ein wirklich christliches Abendland eintritt, dann braucht man dazu auch eigene Werte. Nur gegen etwas zu sein vermittelt kein Christentum. Wir müssen schon deutlich machen, für ein christliches Abendland zu sein, das bedeutet einen eigenen Standpunkt zu haben, einen eigenen Glauben zu haben und dafür auch zu werben und einzutreten.

Und deshalb bin ich nach wie vor so konservativ zu sagen, wer das christliche Abendland wirklich bewahren will, der sollte besser am Sonntag in die Kirche gehen als am Montag zur Pegida Demo. □

„Nicht Mauern. Sondern Brücken“ (Papst Franziskus). Flüchtlingspolitik in der Spannung von ethischem Anspruch und politischer Herausforderung

Peter Neher

„Ich verstehe die Regierungen, auch die Völker, die eine gewisse Angst haben. Das verstehe ich, und wir müssen bei der Aufgabe sehr verantwortlich handeln. Ein Aspekt dieser Verantwortung ist dieser: wie wir uns zusammenfinden können, diese Menschen und wir. Ich habe immer gesagt, dass Mauern bauen keine Lösung ist: Eine davon haben wir im vergangenen Jahrhundert fallen sehen. Das führt zu nichts. Wir müssen Brücken bauen. Doch die Brücken müssen auf kluge Weise gebaut werden, mit dem Dialog, mit der Integration“, so der Papst während seines Rückflugs von der Insel Lesbos nach Rom.

Selten führte ein Thema wie die aktuelle Flüchtlingssituation zu einer so starken gesellschaftlichen Polarisierung. Dabei stehen auf der einen Seite die vermeintlichen Idealisten, die sich von der Not von Menschen ansprechen lassen und helfen wollen. Auf der anderen Seite diejenigen, die vermeintlich nüchterner die Realität wahrnehmen und klarstellen, dass nicht alle aufgenommen werden können. Gerade der christlichen Flüchtlingshilfe wird dabei immer wieder Weltfremdheit vorgeworfen. So war am 1. Februar diesen Jahres in einem Leserbrief der FAZ zu lesen: „Die Flüchtlingskrise legt offen, wie ausgezehrt die Christliche Sozialethik mittlerweile ist. Statt kriteriengeleiteter Verantwortungsethik regieren eine maßlos gewordene Gesinnungsethik, politische Naivität und wohlstandsverwöhnte Infantilität.“

Ich stelle in Frage, ob gerade diese immer wieder postulierte Gegenüberstellung von Verantwortungs- und Gesinnungsethik hilfreich ist. Oder ob es sich nicht vielmehr um eine nicht auflösbare Spannung handelt.

Meine Überlegungen gliedern sich in folgende Schritte:

1. Die Spannung von Verantwortungs- und Gesinnungsethik
2. Zur Verantwortung politischer Sprache
3. Motivation und Anspruch christlicher Flüchtlingshilfe
4. Gesellschaftliche Integration als gemeinsame Aufgabe

I. Die Spannung von Verantwortungs- und Gesinnungsethik

Diese Unterscheidung geht auf Max Weber zurück, der zwei Formen politischen Handelns idealtypisch unterscheidet. Im Falle der Gesinnungsethik wird Handeln an normativ guten Werten und Prinzipien ausgerichtet. Im Falle verantwortungsethischen Handelns hingegen richtet sich Handeln nach den absehbaren Konsequenzen, die eine Handlung verursacht.

Weber hat mit seinem Hinweis auf gesinnungsethische Maximen unter anderem revolutionäre Kräfte nach dem Ersten Weltkrieg im Sinn, die seiner Meinung nach zu wenig auf die Konsequenzen ihres Handelns achteten. Ralf Dahrendorf fasst dies folgendermaßen



Prälat Dr. Peter Neher, Präsident des Deutschen Caritasverbandes

zusammen: „Politik, die sich aus reinen Lehren oder grenzenlosen Hoffnungen speist, führt in die Irre“. Aber auch ein rein verantwortungsethisches Handeln, so Dahrendorf, ist keine Alternative: „Im Namen der Verantwortungsethik ist manche unververtretbare Position verteidigt worden. Die Grenze zur Realpolitik im zynischen Sinn dieses Begriffs ist daher zu ziehen.“ Von daher ist es irreführend beide Handlungstypen gegeneinander auszuspielen. Es handelt sich vielmehr um zwei Idealtypen, die sich gegenseitig ergänzen müssen.

Überträgt man diese Gedanken auf unsere heutigen Diskussionen, bleibt festzuhalten, dass der häufig bemühte Gegensatz von Gesinnungs- und Verantwortungsethik ein Scheinwiderspruch ist, der Gefahr, läuft instrumentalisiert zu werden. Denn letztlich ist jedes Handeln von der Spannung zwischen Idealen und realen Konsequenzen geprägt.

Jede Übernahme von Verantwortung ist also auf die Rückbindung an Werte und damit auf eine Gesinnung angewiesen. Eine polemische Unterscheidung zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik kann vielmehr missbraucht werden, um politisches Handeln von den Anforderungen ethischer Vorgaben zu entlasten. Verantwortliche Politik muss aber das unauflösbare Spannungsverhältnis zwischen den Beschränkungen, denen politisches Handeln zweifellos unterliegt, und den Anforderungen unserer Werteordnung aushalten.

II. Zur Verantwortung politischer Sprache

Wohl wenige Politiker haben den politischen Diskurs rund um die Situation der Flüchtlinge in Deutschland so wortreich und oft polternd begleitet wie der amtierende bayerische Ministerpräsident. Was zwischenzeitlich mit der

„Herrschaft des Unrechts“ einen Höhepunkt fand, endete im letzten Monat angesichts der Fortsetzung von Grenzkontrollen mit der notariellen Besiegelung des Endes der Willkommenskultur.

Gerade im Kontext der Themen Flucht und Asyl zeigt sich bei vielen Akteuren mitunter eine Verrohung der Sprache, die nicht selten mit einem besorgniserregenden Anstieg der Gewaltbereitschaft einzelner zusammenkommt. Dem wird gerade da Vorschub geleistet, wo eine Spaltung der Gesellschaft auch sprachlich vorangetrieben wird. Insofern ist eine Versachlichung der Debatten notwendig. Zu einer Versachlichung gehört es, die in der Gesellschaft vorhandenen Sorgen und Ängste aufzunehmen, diese aber nicht weiter zu verstärken, sondern sich mit ihnen argumentativ auseinanderzusetzen.

Zu einer Versachlichung gehört es, die in der Gesellschaft vorhandenen Sorgen und Ängste aufzunehmen, diese aber nicht weiter zu verstärken, sondern sich mit ihnen argumentativ auseinanderzusetzen.

Blickt man von daher auf die beiden Aussagen der Herrschaft des Unrechts und der notariellen Besiegelung des Endes der Willkommenskultur ist es mehr als problematisch, wenn ein führender Politiker in diesem Sinn Vorurteile und Ängste verstärkt. Dies drückten auch die Ordensoberinnen und Ordensoberen in ihrem offenen Brief an den bayerischen Ministerpräsidenten im November vergangenen Jahres aus: „Wir appellieren an Sie, dringend von einer Rhetorik Abstand zu nehmen, die Geflüchtete in ein zwielichtiges Licht stellt. Wir plädieren vielmehr dafür, in den politischen Debatten und Entscheidungen die Geflüchteten zuerst als Mitmenschen zu sehen, die als Schwestern und Brüder zu uns kommen und unsere Solidarität brauchen.“

Verantwortung im Sinne verantwortungsethischen Handelns heißt daher, sich bewusst zu sein, welche Folgen eine bestimmte Sprache für die gesellschaftlichen Diskussionen haben kann. Dabei ist klar, Probleme müssen benannt und bearbeitet werden. Und mit Blick auf die vergangenen Jahre bleibt festzuhalten: Richtig ist, dass 2014 bis zum Spätsommer 2015 zu zögerlich seitens der Politik auf die steigenden Zahlen der Schutzsuchenden reagiert wurde. Das hat dazu geführt, dass in der zweiten Jahreshälfte 2015 Engpässe in der Verwaltung, Versorgung und Unterbringung von Schutzsuchenden bestanden. Aber es muss festgehalten werden, dass die Herausforderungen der Jahre 2014 und 2015 durch den beispiellosen Einsatz von unzähligen Menschen in den Kommunal- und Landesverwaltungen, in der Polizei, in den Wohlfahrtsverbänden und dem Engagement von hunderttausenden Ehrenamtlichen insgesamt beeindruckend gut bewältigt wurden. Und das lasse ich mir nicht als blauäugiges Gutmenschentum schlechtreden! Nebenbei gesagt: Spalterische Polemik gab es immer mal wieder auch von Seiten zivilgesellschaftlicher Akteure, wenn das engagierte Handeln der Behörden in Abrede gestellt wurde!

Kritik muss in Demokratien geübt werden. Doch Kritik wie die Rede von der Herrschaft des Unrechts greift die Regierungspolitik frontal und ohne Sachkritik an und bringt darüber hinaus staatliche Stellen in die Nähe willkürlichen Handelns. Populistische Spra-

che nimmt nicht nur Sorgen auf, sie bedient häufig Ressentiments oder verstärkt Ängste. Dabei vergiftet sie das politische Klima und erschwert das Ringen um Lösungen.

Aufgrund dessen ist populistische Sprache nicht zuletzt aus Gründen der Verantwortung für die gesamtgesellschaftlichen Diskussionen zu vermeiden. Herausforderungen wie die Flüchtlingssituationen brauchen vielmehr ein Ringen um die Lösung von Problemen, das einer gesellschaftlichen Spaltung nicht noch zusätzlich Vorschub leistet.

III. Motivation und Anspruch christlicher Flüchtlingshilfe

Gerade christlicher Flüchtlingshilfe wird immer wieder eine gewisse Weltfremdheit unterstellt. Man trete für Ideale ein, die an der Realität des Machbaren vorbeigehen.

Gleichzeitig besteht etwa im Fall der Caritas ein großer Erfahrungshorizont, der sich der internationalen und nationalen Arbeit vieler Partner verdankt. Der Deutsche Caritasverband und sein Hilfswerk Caritas international helfen unter anderem in den Herkunftsländern vieler Flüchtlinge, aber auch in den Aufnahme- und Transitländern der Flüchtlingsrouten. Daneben wird an vielen Orten in Deutschland wichtige Arbeit geleistet. Dies betrifft die akute Hilfe in Aufnahmeeinrichtungen aber auch mittel- und langfristige Hilfe, etwa durch Asylverfahrensberatungsstellen, in Flüchtlingssozialdiensten oder in Psychosozialen Zentren, um nur einige Beispiele zu nennen. Schätzungsweise 90 Millionen Euro hat die katholische Kirche in Deutschland in diesen Monaten für die Flüchtlingsarbeit im In- und Ausland bereitgestellt. Wir reden also nicht nur, sondern handeln – und weil wir handeln, müssen wir aber auch reden, wo Populismus mit Argumenten verwechselt wird. Dabei ist es grundsätzlich klar, dass es unterschiedliche Blickwinkel und Verantwortlichkeiten staatlicher Stellen und der Zivilgesellschaft gibt. Staatliche Institutionen haben die Aufgabe, politische Entscheidungen zu treffen und die Organisation der Flüchtlingssituation zu stemmen. Akteure wie die Kirche und ihre Caritas haben hier eine unterstützende und auch mahnende Rolle. Sie können aber vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen neue Perspektiven und Lösungsansätze in politische Debatten einbringen, die nicht einfach als naiv und weltfremd gebrandmarkt werden dürfen.

IV. Gesellschaftliche Integration als gemeinsame Aufgabe

Nach dem Notaufnahmeprotokoll ist es jetzt nötig, eine Integrationskultur zu entwickeln. Menschen mit einer Bleibeperspektive müssen ihren Platz in unserer Gesellschaft, in Schulen und Arbeitsstätten finden und sich entfalten können. Neben dem Erlernen der Sprache, dem Zugang zum Arbeitsmarkt und dem nötigen Wohnraum ist das für mich vor allem aber auch eine demokratische Kultur – und dazu zähle ich die Gleichberechtigung von Mann und Frau, eine plurale Gesellschaft und den Dialog der Kulturen und Religionen.

Zu einer Kultur der Integration gehört für mich aber auch eine Ehrlichkeit in der Debatte, denn Integration ist kein Sonntagsspaziergang. Es wäre blauäugig, wenn man die Integration von Menschen für einen Selbstläufer hielte. Vielmehr verlangt sie auch eine gewisse Frustrationstoleranz, wenn einmal etwas nicht gelingt und damit einen langen Atem. Menschen, die bei uns neu eine Heimat suchen, sind weder bessere noch schlechtere Menschen als jene, die hier zuhause sind. Politik, Medien



Alois Glück, Landtagspräsident a.D., ehem. Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, moderierte das Podiumsgespräch nach den beiden Statements.

Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter www.kath-akademie-bayern.de finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen.

Young Professionals

Samstag, 22. Oktober 2016

Fotowalk: Kontemplative Fotografie' Der achtsame Perspektivwechsel auf Deine Stadt und Dein tägliches Leben

Mit Andreas Fuhrmann (pistaziengruen.de)

Podiumsdiskussion

Montag, 24. Oktober 2016

Glaube und Atheismus

Mit Tomáš Halík, Pater Anselm Grün und Joachim Kahl

Podiumsdiskussion in Zusammenarbeit mit der Redaktion der Zeitschrift „OST-WEST. Europäische Perspektiven“ und Renovabis

Donnerstag, 27. Oktober 2016

Polen in Europa

Zwischen Isolation und Integration

Mit Matthias Kneip, Irena Lipowicz, Andrezej Osiak und Erzbischof Wiktor Skworc

Reihe „Wissenschaft für jedermann“ im Deutschen Museum

Mittwoch, 2. November 2016

Traumland oder Wirklichkeit?

Virtuelle Realität

Mit Marc Erich Latoschik und Markus Vogt

In Zusammenarbeit mit dem SZ-Forum Gesundheit

Dienstag, 8. November 2016

Plötzlicher Tod

Mit Andreas Müller-Cyran, Oliver Peschel und Stephan Brückner

Abendveranstaltung

Donnerstag, 10. November 2016

Anlässlich des 300. Todestags

Lässt sich die Welt restlos vernünftig erklären?

Zu Leibniz' religionsphilosophischem Ansatz

Mit Michael-Thomas Liske

Veranstaltung an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Mittwoch, 16. November 2016

Verleihung des Kardinal Wetter

Preises 2016

Abendveranstaltung

Freitag, 18. November 2016

Zum 100. Todestag

Kaiser Franz Joseph I. – Herrscher eines multinationalen Staates im

Zeitalter des Nationalismus

Mit Karl Vocelka

Abendveranstaltung

Dienstag, 22. November 2016

Die Lage und Entwicklung in der

Türkei. Eine Innenansicht

Mit Ernst Struck

und Zivilgesellschaft haben die große Verantwortung, deutlich zu machen, dass es bei der Frage der Integration keine vermeintlich einfachen Lösungen gibt.

Immer wieder wird in diesem Zusammenhang auch über Verteilungskämpfe gesprochen, etwa mit Blick auf bezahlbaren Wohnraum. Es stimmt, dass diese Gefahr bei Gruppen besteht, die beispielsweise selbst große Schwierigkeiten haben, bezahlbaren Wohnraum zu finden. Doch liegt dies nicht an der Zahl der Flüchtlinge, sondern an einer verfehlten Wohnungsbaupolitik der vergangenen Jahre, die den sozialen Wohnungsbau sträflich vernachlässigt hat. Die Zahl der schutzsuchenden Menschen wirkt also in gewisser Weise wie ein „Vergrößerungsglas“ auf Themen, die schon früher hätten bearbeitet werden müssen.

Integration setzt aber nicht nur Spracherwerb, Wohnraum oder den Zugang zum Arbeitsmarkt voraus. Sie gelingt auch wesentlich besser wenn die Familie eine gemeinsame Zukunftsperspektive hat. Die Sorge von Flüchtlingen um in der Herkunftsregion verbliebene Familienangehörige bindet einen großen Teil ihrer Kräfte, so dass sie sich weniger auf ihre Integration in Deutschland konzentrieren können. Die vollzogene Aussetzung des Familiennachzugs von subsidiär Geschützten ist deshalb integrationspolitisch kontraproduktiv und verlängert die Sorgen für die Betroffenen. Gerade die Frage des Familiennachzugs sollte aus christlicher Perspektive, in der Familie eine bedeutende Rolle spielt, nicht leichtfertig übergangen werden.

Es ist zu begrüßen, dass die Bundesregierung ein Integrationsgesetz auf den

Weg gebracht hat. Mit diesem Gesetz sind zweifelsohne Verbesserungen verbunden, wie die geplanten Regelungen zum Spracherwerb und zur Arbeitsmarktintegration. Dennoch stellt sich die Frage, ob der so laut formulierte Grundsatz des Forderns Sinn macht, wenn es gleichzeitig zu wenig Sprachkurse und Integrationsmöglichkeiten im Sinne des Förderns gibt.

Ein weiterer kritischer Punkt ist die Wohnsitzzuweisung. Die Idee, Menschen Wohnorte vor allem in weniger besiedelten Regionen zuzuweisen ist unter dem Aspekt der Überforderung von Kommunen und zur Vermeidung von sozialen Brennpunkten nachzuvollziehen. Dennoch gilt auch hier, dass der Zugang zum Arbeitsmarkt eine Voraussetzung für Integration ist. Insofern darf eine Wohnortzuweisung nicht im Nebeneffekt dazu führen, dass der für den Aufenthalt notwendige Arbeitsplatz genau dadurch erschwert oder gar verunmöglicht wird.

Als Fazit sei gesagt, dass eine angemessene Flüchtlingspolitik nicht umhinkommen wird, sich mit der Spannung zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik auseinanderzusetzen. Handeln ohne Ideale ist genauso fehl am Platz wie Handeln, das keine Rücksicht auf mögliche Konsequenzen nimmt. Insofern kann die Aufgabe, die Flüchtlingssituation zu bewältigen, aber auch die künftige Aufgabe der Integration vieler Menschen nur dann gelingen, wenn wir gesellschaftlich bereit sind, diese Spannungen sachgerecht und mit Argumenten zu diskutieren. Und dem soll ja auch der heutige Abend dienen! □

Presse

Straubinger Tagblatt

22. Juni 2016 – „Christliches Ideal und praktische Vernunft“ – unter diesem Motto stand am Montagabend eine Podiumsdiskussion der Katholischen Akademie in München zur Flüchtlingspolitik. Zumindest in einem waren sich Peter Neher, Präsident des deutschen Caritasverbandes, und Bayerns Innenminister Joachim Herrmann (CSU) einig: Der Gegensatz, der hier angesprochen wird, ist eher theoretisch. (...) Das Grundproblem sei ein anderes: dass nämlich „schon seit längerer Zeit“ eine ganze Reihe von europäischen Ländern geltendes europäisches Recht nicht eingehalten habe. Erst in jüngster Zeit habe sich das geändert: „Jetzt findet auf den griechischen Inseln das statt, was dort seit Jahren hätte stattfinden sollen.“ Herrmann räumte ein, „dass wir tatsächlich wesentlich mehr Geld für Entwicklungshilfe aufwenden müssten“, um Fluchtgründe in den Herkunftsländern zu bekämpfen.

Markus Peherstorfer

KNA

21. Juni 2016 – Kaum ein Thema polarisiert in Deutschland derzeit so stark wie die Flüchtlingspolitik. Der Direktor der Katholischen Akademie in Bayern, Florian Schuller, sprach in diesem Zusammenhang am Montagabend von

„Verwerfungen zwischen Akteuren, die man bisher eher in eine Richtung blickten sah“. Gemeint waren die CSU und die Kirchen. In einem Disput sollten Bayerns Innenminister Joachim Herrmann (CSU) und Caritaspräsident Peter Neher helfen, „christliches Ideal“ und „praktische Vernunft“ wieder näher zusammenzubringen. (...) Das Publikum verteilte seinen Applaus annähernd gleichmäßig auf die Debattenredner. Beide ließen mehrfach Verständnis für die Position des anderen erkennen.

Christoph Renzikowski

Die Tagespost

30. Juni 2016 – Der Präsident des Deutschen Caritas-Verbandes betonte in seinem Vortrag die Pflicht eines jeden Christen, sich in der Flüchtlingshilfe zu engagieren. Diese zeichne sich gerade nicht durch Weltfremdheit und vermeintlich naives Gutmenschen-tum aus, sondern durch die Umsetzung von Solidarität und Verantwortung im konkreten Miteinander, im täglichen Leben und im Umgang miteinander. (...) Unbenommen davon gebe es freilich eine „nicht auflösbare Spannung zwischen Verantwortungs- und Gesinnungsethik, gerade für die am meisten geforderten, bei den Flüchtlingen als Zufluchtziel beliebtesten Länder wie Deutschland.“

Marie-Thérèse Knöbel



Neues aus der Akademie

Die Katholische Akademie Bayern freut sich über vier neue Mitarbeiter, die unsere Techniker, die Hauswirtschaft, Küche und Rezeption verstärken. Stefanie Schmid hat nach ihrem Fachabitur am 1. September ihr Freiwilliges Ökologisches Jahr (FÖJ) in der Katholischen Akademie Bayern begonnen. Nach ihren sieben männlichen Vorgängern ist die gebürtige Freisingerin die erste weibliche FÖJlerin in unserem Haus. Sie unterstützt unseren Umweltbeauftragten und Technischen Leiter Christian Sachs sowie die Hausmeister unter anderem bei der Pflege des Parks, kümmert sich um die Doku-

mentation der vielfältigen Nachhaltigkeitsprojekte – sparsamer Wasser- und Energieverbrauch – und assistiert auch sonst, wenn es nötig ist. Eine abwechslungsreiche und vielseitige Aufgabe, die „vor allem draußen“ stattfindet, freut sich die 18-Jährige. Die Arbeit draußen beginnt immer schon am Morgen, wenn sie täglich – hin und zurück – rund sieben Kilometer zur Post fährt, um Briefe und Pakete für die Akademie zu holen – natürlich mit einem Elektro-Fahrrad. Stefanie Schmid möchte nach ihrer Zeit als FÖJlerin studieren, wahrscheinlich Biochemie in Weihenstephan.

Am Anfang ihres Berufslebens stehen

unsere beiden Koch-Azubis. Spyridon Tersenidis, geboren in Griechenland, lebt seit vielen Jahren in Deutschland. Er wohnt in München und ist 17 Jahre alt. Nachdem er bereits vier Praktika bei Küchenchef Gerhard Schlierf absolviert und Gefallen an der Arbeit gefunden hatte, ist er seit September nun in der Ausbildung zum Koch. Aufmerksam auf die Katholische Akademie wurde er übrigens, weil eine Lehrerin in der Berufsschule unser Haus lobend erwähnte.

Benjamin der Akademie-Mitarbeiter ist Aaron Scheuer aus Hebertshausen im Landkreis Dachau. Nach seinem Abschluss an der Mittelschule kam der

15-Jährige zum 1. September als zweiter Auszubildender in unsere Küche. „Ich esse gern, bin kreativ und Koch ist mein Lieblingsberuf“, begründet er kurz und bündig die Entscheidung, seinen Berufsstart in der Akademie zu wagen.

Auf eine Berufserfahrung von mehr als 30 Jahren in Hotels kann hingegen Claudia Matthejatz zurückblicken. Sie ist ein neues „Gesicht“ der Akademie und unseres Gästehauses. Denn Claudia Matthejatz wird regelmäßig abends in der Rezeption arbeiten, Gäste empfangen und verabschieden, sowie sich um deren Wünsche kümmern. □



Am Anfang war es nicht einfach, mit dem rund drei Meter langen Rad zu fahren, meint Stefanie Schmid. Inzwischen bewegt sie das grüne Elektro-Gefährt aber schon routiniert durch den Schwabinger Verkehr und holt jeden Tag die Post.



Unsere neuen Auszubildenden: Der 15-jährige Aaron Scheuer (li.) und Spyridon Tersenidis (17) sind die Neuen in der Küche der Katholischen Akademie Bayern.



Claudia Matthejatz ist ein weiteres freundliches „Gesicht“ der Akademie.

Wissenschaft für jedermann

Wende im Plastikzeitalter

Dass naturwissenschaftliche Forschung dezidiert dem Schutz der Umwelt dienen kann, zeigte unsere Veranstaltung in der Reihe „Wissenschaft für jedermann“ am Mittwoch, 17. Februar 2016, die die Katholische Akademie Bayern in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Museum organisierte. Unter dem Titel „Wende im Plastikzeitalter. Warum wir Biokunststoffe brauchen!“ zeigte der Abend zum einen, wie gefährlich jetzt verwendete Kunststoffe für die Umwelt sind, besonders aber,

welche ernst zu nehmenden Alternativen biologisch abbaubare Kunststoffe schon heute bieten. Cordt Zollfrank, der am Wissenschaftszentrum für Nachhaltige Rohstoffe in Straubing lehrt und forscht, sprach vor rund 250 Zuhörern im vollbesetzten Ehrensaal des Deutschen Museums. Die Einführung ins Thema übernahm Prof. Dr. Markus Vogt, Professor für Sozialethik an der Universität München, der auch die Fragerunde moderierte, die sich Zollfranks Referat anschloss.

Aufrühr im „Plastozän“. Warum wir Biokunststoffe brauchen!

Cordt Zollfrank

Die Forderung nach Biokunststoff soll schon zu Beginn einfach beantwortet werden: Wir brauchen Biokunststoffe deshalb, weil die Rohstoffquelle Erdöl der synthetischen Kunststoffe endlich ist und weil sich die Kunststoffe in unserem Ökosystem anreichern und damit ein erhebliches ökologisches Risiko beinhalten. Warum wir Biokunststoffe ohne „Wenn“ und „Aber“ brauchen, möchten wir im Folgenden aufzeigen.

I.

Kunststoffe sind aus der modernen Welt nicht mehr wegzudenken. Ungezählte Alltags- und Gebrauchsgüter sowie zahlreiche technische Werkstoffe und Hilfsstoffe sind Kunststoffe. Dabei bezeichnet der Begriff „Kunststoff“ üblicherweise einen (Werk-)Stoff, der aus langkettigen oder vernetzten Molekülen besteht – den Makromolekülen oder auch Polymere. Damit aus Polymeren ein Kunststoff wird, müssen noch verschiedenste Zusätze (Additive) beigegeben werden, die eine geeignete Verarbeitung gewährleisten und die späteren Gebrauchseigenschaften bedingen. Erst durch den Zusatz von verschiedensten Additiven und Zuschlagsstoffen, die meist kleinere organische oder anorganische Verbindungen sind, wird ein Material mit einem Basispolymer überhaupt erst zu einem Kunststoff. Die bekanntesten unter den Additiven sind sogenannte Weichmacher, Antioxidantien, Brandschutzmittel, Treibmittel, UV-Stabilisatoren, aber auch Farbstoffe und -pigmente, wobei sich diese Liste fast beliebig lang fortsetzen ließe. Das heißt, der Begriff „Plastik“ oder der Begriff „Kunststoff“ hängt eben auch untrennbar mit den Additiven zusammen, über die man – bis auf wenige Fälle – wenig hört und sich meistens als Verbraucher auch keine Gedanken macht.



Prof. Dr. Cordt Zollfrank, Professor für „Biogene Polymere“ an der Technischen Universität München und am Wissenschaftszentrum Straubing für Nachhaltige Rohstoffe

In der Umgangssprache wird für diesen künstlich hergestellten Stoff (Kunststoff) aus Polymeren und Additiven das Wort Plastik verwendet. Plastik kommt aus dem Griechischen und bedeutet im weitesten Sinne „geformte Kunst“. Der umgangssprachliche Begriff Plastik für Kunststoffe meint damit ein – wie auch immer – geformtes Produkt aus Polymeren mit den verschiedensten Additiven. Es gibt gegenwärtig kaum ein Produkt, in dem nicht irgendwo ein Plastikteil verbaut ist oder das gar vollständig aus Plastik bestehen. Beispiele sind Plastiktüten, Verpackungen, Flaschen, Spiel-

zeug, Kunststoffrohre, Kleber, Autokonsole, Schuhsohlen, Sportgeräte, Geldkarten und unzählige mehr. Auch hier könnte man die Liste fast beliebig fortsetzen. Wir haben uns an den Gebrauch der Kunststoffe gewöhnt. Die Entwicklung der Kunststoffe als Werkstoffe haben viele Produkte überhaupt erst möglich gemacht, sodass sie eben aus der modernen Welt nicht mehr wegzudenken sind.

Die allermeisten der heute verwendeten Kunststoffe basieren auf Erdöl als Rohstoffquelle. Die Geschichte der erdölbasierten Kunststoffe und damit des Plastikzeitalters (Plastozäns) begann vor 125 Jahren 1891 mit der Entwicklung der chemisch-industriellen Verwertung des Erdöls durch den herausragenden russischen Ingenieur Wladimir Grigorjewitsch Schuchow (1853-1939). Durch seine grundlegenden Arbeiten konnte man aus Erdöl chemische Grundstoffe erzeugen, die dann wieder chemisch zu großen Makromolekülen (den Polymeren) neu zusammengesetzt wurden. Diese chemisch erzeugten langkettigen oder vernetzten Makromoleküle sind eine der stofflichen Grundlagen für die Herstellung der synthetischen Kunststoffe. Der große Erfolg der synthetischen Kunststoffe hat seine Ursachen darin, dass es einerseits eine bislang kostengünstige Rohstoffquelle darstellt und dass inzwischen etablierte groß-industrielle Prozesse und Anlagen der Erdölchemie zur Verfügung stehen. Auf der anderen Seite besitzen die synthetischen Polymere sehr gute Verarbeitungs- und Gebrauchseigenschaften, wodurch sie ebenfalls kostengünstig hergestellt werden können und während ihrer Nutzungsdauer überleben. Das zeigen auch Zahlen zum jährlichen weltweiten Verbrauch an Kunststoffen, der mit über 300 Millionen Tonnen zu beziffern ist.

Erdöl ist eine fossile Rohstoffquelle, die im Laufe von Jahrtausenden aus Biomasse entstanden ist. Diese Biomasse waren hauptsächlich abgestorbene Kleinstlebewesen der Meere (vor allem Algen). Erdöl ist demzufolge eine natürliche Ressource. Aufgrund der langen Bildungsprozesse und weil es nicht in der Menge nachgebildet wird, wie es entnommen wird, ist das Erdöl als Rohstoff von einer endlichen Verfügbarkeit. Über den Zeitpunkt, wann die Erdölvorräte aufgebraucht sein werden, wird intensiv diskutiert. Die Festlegung eines definierten Zeitpunkts wird unter anderem dadurch erschwert, dass immer wieder neue und unkonventionelle Lagerstätten erschlossen werden, allerdings nicht mit derselben hohen Häufigkeit wie seit gut 60 Jahren. Die Neuentdeckung fossiler Rohstoffquellen nimmt seit Jahren kontinuierlich ab. Damit steht in einem überschaubaren Zeitraum diese Ressource für die Herstellung von Kunststoffen nicht mehr zur Verfügung.

Wirtschaftlich wird Erdöl als „verfügbares Einkommen“ betrachtet, wohingegen es eigentlich als „Kapital“ angesehen werden müsste, da es sich ja durch die kontinuierliche Entnahme aufbraucht – frei nach Ernst F. Schumacher: „Small is beautiful.“ Das heißt, dass der „Schatz“ Erdöl beständig abschmilzt, weil er nicht in absehbaren Zeiträumen, beispielsweise über zwei bis drei Generationen hinweg, erneuert wird, sondern evolutionäre Zeiträume von Millionen von Jahren dazu braucht. Die bislang angewandte ökonomische Sichtweise auf den Rohstoff Erdöl als „frei verfügbares Einkommen“ ist fragwürdig und hat meines Erachtens zu der nicht-nachhaltigen Nutzung dieser fossilen Ressource beigetragen.

II.

Als alternative Rohstoffquelle für die Erzeugung von künstlichen Stoffen

(Kunststoffen) können viele nachwachsende Rohstoffe genutzt werden, wie etwa das Holz, einjährige Pflanzen oder Mikroorganismen. Aus diesen lassen sich die Biopolymere gewinnen, die als stoffliche Grundlage für den jeweiligen Kunststoff dienen können. Aus Holz kann beispielweise Cellulose und Lignin gewonnen werden. Leder, Wolle, Seide, Kautschuk und Schellack sind weitere Beispiele für Biopolymere und Materialien aus Biopolymeren. Und aus Mikroorganismen lässt sich die Milchsäure als Rohstoff für die Gewinnung von Polymilchsäure (auch Polylactid PLA) erzeugen.

Die Geschichte der Kunststoffe auf Basis nachwachsender Rohstoffe (der biobasierten Kunststoffe, Biokunststoffe) ist so alt wie die Menschheit selbst. Schon immer hat der Mensch genutzt, was ihm die Natur zur Verfügung stellt: An erster Stelle stehen hier natürlich die Nahrungsmittel, aber auch vieles andere, was Tiere und Pflanzen liefern, wurde stofflich etwa als Bekleidung oder als Werkzeug genutzt. Die Erzeugung von Kunststoffen insbesondere aus nachwachsenden Rohstoffen ist keine Erfindung der Neuzeit. Bereits vor der Entwicklung der vollsynthetischen Kunststoffen aus fossilen Rohstoffquellen (Erdöl) wurden die ersten Biokunststoffe schon Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt: Das bekannte Celluloid (photographische Filme, Tischtennisbälle und Billardkugeln), der Milchstein oder auch Galalith (Knöpfe und andere kleinteilige Formprodukte) und der Lederstein/Cottonid/Vulkanfiber (Überseekoffer, Helme). Schutzhauben für Schweißer und Trennscheiben (Flexscheiben) sind heute noch aus Vulkanfiber gefertigt. Das heißt also, dass es Biokunststoffe schon vor dem Aufkommen anderer vollsynthetischer Kunststoffe gab. Mit der Entwicklung von Kunststoffen auf der Basis von Erdöl wurden die Biokunststoffe schnell durch Bakelit, Acrylglas und Nylon verdrängt.

Die meisten Kunststoffe sind durch eine eingeschränkte biologische Abbaubarkeit sehr langlebig, wodurch sie sich in der Umwelt anreichern. Die Kunststoffe werden auf verschiedenen Wegen in die Umwelt eingetragen und werden mit der Zeit durch äußere Einflüsse in immer kleinere Teile zerlegt. Daraus entstehen mikroskopisch kleine Partikel, die inzwischen auch unter dem Begriff Mikroplastik bekannt sind. Durch den systematischen Eintrag von langlebigen persistenten Kunststoffen in die Umwelt beobachtet man daher eine enorme Anreicherung von Mikroplastikpartikeln und -fasern. Die Folgen der Anreicherung von Kunststoffpartikeln in Bezug auf eine nachhaltige Funktionalität von Gewässern und auf die Produktivität von land- und forstwirtschaftlich genutzten Böden sind bislang nicht abschätzbar. So wäre es wünschenswert, wenn man Kunststoffe zur Verfügung hätte, die während ihrer Gebrauchsdauer die gewünschten Eigenschaften aufweisen, danach sich jedoch durch Umwelteinflüsse biologischer oder physikalisch-chemischer Natur abbauen ließen oder sich einfach auflösen würden.

Hier kommt der Begriff Biokunststoff ins Spiel, der – je nach Blickwinkel – auf zwei grundlegende Definitionen zurückzuführen ist: Die erste Definition bezieht sich auf die Rohstoffquelle. Werden also Kunststoffe auf Basis nachwachsender Rohstoffe erzeugt, spricht man von einem Biokunststoff (siehe oben). Das können einerseits natürliche Biopolymere aus Holz und Pflanzen sein, andererseits lassen sich auch „konventionelle“ Kunststoffe aus nachwachsenden Rohstoffen herstellen. Dazu wird beispielsweise Zucker aus Zuckerrohr

Einführung zur Veranstaltung in der Reihe „Wissenschaft für jedermann“

Markus Vogt

Kunststoff ist nicht gleich Kunststoff. Der negative Klang, den das Wort in den Ohren vieler ökologisch gesinnter Zeitgenossen hat, ist nicht in jedem Fall angemessen. Darauf weist schon die Etymologie des Wortes hin: „Kunst“ bezeichnet ein Können, ein Vermögen oder eine Kulturfähigkeit, griechisch *techné*, in diesem Fall die Fähigkeit, „kunstfertig“ Materialien oder Stoffe zu generieren. Das Denken im gewohnten Gegensatzpaar „Technik - Natur“ führt, wenn man es unmittelbar normativ auflädt, in die Sackgasse einer nicht entscheidbaren Alternative. Denn „Kunststoffe“ im weiten und ursprünglichen Sinn des „künstlichen“ Herstellens von Werkstoffen für menschliche Bedürfnisse sind spätestens im gegenwärtigen Zeitalter der technisch geprägten Zivilisation unverzichtbar. Ethisch sinnvoll und praktikabel ist nicht die Entscheidung zwischen Technik und Natur oder Chemie und Ökologie, sondern nur die Suche nach einer neuen Synthese zwischen diesen beiden Polen unserer modernen Existenz. Mit anderen Worten: Es gibt keinen „Rückweg“ vom Plastikzeitalter in das vermeintliche Paradies des reinen Naturzustandes, sondern allenfalls den Weg vorwärts in die bewusste Gestaltung einer human und ökologisch verträglichen Symbiose von Natur und Technik.

Worauf es ankommt ist die Vermeidung spezifischer Umweltbelastungen. Der zweitgrößte, in den letzten Jahrzehnten besonders durch China beschleunigte Siegeszug von Kunststoffen auf fossiler Basis, meistens „Plastik“ genannt, entpuppt sich heute als eines der zentralen Umweltprobleme – als eine Büchse der Pandora: Ein Geschenk an die Menschheit, das zunächst attraktiv scheint, sich aber zunehmend als Unheil erweist. Die Schattenseiten der schönen neuen Plastikwelt wurden vielen durch den investigativen Dokumentarfilm „Plastic Planet“ des österreichischen Regisseurs Werner Boote (2009) bewusst. Die Unmengen von Plastikmüll im Meer können wir trotz gegenteiligen Werbekampagnen der Europäischen Kunststoffindustrie nicht länger ignorieren. So geißelt Papst Franziskus in seiner Umweltzyklika mit scharfen Worten die Verwandlung des Planeten in eine „unermessliche Mülldeponie“ (*Laudato si'*, Nr. 21).

Plastik scheint zum Fluch geworden zu sein, der heute in Form von Müll das Gesicht der Erde verwandelt. Eine Plastiktüte ist im Durchschnitt zehn Minuten in Gebrauch, während ihre Verrottung 500 Jahre dauern kann. Mit dem Plastikmüll hinterlässt die Menschheit eine global sichtbare Spur auf dem Planeten. Künftige Archäologen werden den Plastikmüll – so wird vermutet – als einem Leitindikator für die neue erdgeschichtliche Epoche des Menschenzeitalters (Anthropozän) identifizieren.

Wer umweltbewusst leben will, sollte den Gebrauch und vor allem das achtlose Wegwerfen von fossilbasiertem Plastik vermeiden. Dies wird immer mehr zu einem Maßstab für umweltgerechte Lebensstile. Konsequentes „Plastikfasten“ ist jedoch nicht leicht und fordert bisweilen harten Verzicht. Aber nicht nur. Plastikvermeidung ist auch eine Frage der technischen Innovation. Kunststoffe können auf biogener Grundlage (und damit plastikfrei) entwickelt werden. Zum Beispiel aus Zellulose. Das ist zunächst etwas teurer als Fossil-Plastik, hat aber den unschätzba-



Prof. Dr. Markus Vogt, Professor für Christliche Sozialethik an der Ludwig-Maximilians-Universität München, leitete in die Thematik ein und moderierte die Diskussion. Er ist auch Sprecher des Sachverständigenrates Bioökonomie Bayern.

ren Vorteil, dass solche Biokunststoffe natürlich abbaubar sind. Denn erst die fossilen Bestandteile führen dazu, dass der Abfall nicht verrottet, und daher nicht oder nur sehr verzögert in die biologischen Kreisläufe zurückgeführt werden kann. Der Handlungsbedarf ist dringend.

Wir hatten hier im Deutschen Museum in der Reihe „Wissenschaft für jedermann“ bereits eine Veranstaltung dazu: „Plastikmüll im Meer – sichtbare und unsichtbare Gefahr“ am 12. 2. 2014 mit Prof. Dr. Gerd Liebezeit von der Universität Oldenburg (siehe „zur Debatte“ 4-2014). Damals ging es um die Auswirkungen des Plastikmülls in den Meeren. Inzwischen gingen die Bilder von verendenden Meerestieren, die Plastik verschluckt haben und daran ersticken oder verhungern, weil ihre Mägen statt mit Nahrung mit kleinteilig zerfallenen Plastikresten gefüllt sind, vielfach durch die Medien. Die Aktualität des Themas hat also keineswegs abgenommen.

Die heutige Veranstaltung führt die Debatte jedoch einen Schritt weiter: Nun geht es um Handlungsperspektiven aus chemischer Sicht. Hierzu zeigen die sogenannten „Biokunststoffe“ teils ganz neue, teils längst bekannte, aber nicht umgesetzte Perspektiven auf. In der Diskussion werden wir dies durch eine gesellschaftliche Sicht ergänzen. Denn die Wende im Plastikzeitalter ist machbar, wenn wir sie mit hinreichender Entschlossenheit wollen und diesen Willen auch gesellschaftlich organisieren. Dazu brauchen wir nicht nur die angesprochene Synthese von Natur und Technik, sondern auch die von innovativer Forschung, medial in die Breite getragenen Bewusstseinswandel, international abgestimmter Gesetzgebung sowie persönlicher Bereitschaft zu Verhaltensänderungen.

Die Forschung zu Biokunststoffen ist Teil einer neuen Richtung der wissenschaftlich-technischen Entwicklung, die oft als „Bioökonomie“ umschrieben wird. Dazu hat die Bayerische Staatsregierung 2015 einen eigenen Sachver-

ständigenrat gegründet, wie dies zuvor bereits auf Bundes- und EU-Ebene geschah. Erhofft wird von der Bioökonomie eine neue Art der Synthese aus technisch-industrieller Entwicklung und präventivem Umweltschutz im Bereich von Material- und Werkstoffentwicklung, aber auch in den Feldern der pflanzenbasierten Bioenergie oder der nachhaltigen Ernährung. Ziel ist eine umfassende Ressourcenwende, die die Energiewende flankiert, das „Fossilzeitalter“ hinter sich lässt und eine klimaverträgliche Moderne ermöglicht.

Ob und wie eine solche Synthese aus Ökologie und Ökonomie gelingen kann, ist heiß umstritten: Während die Bundesregierung bereits mehrere Milliarden Euro für die bioökonomische Ressourcenwende an Fördermitteln investiert beziehungsweise bewilligt hat, sehen andere in der Bioökonomie das Paradigma einer vollständigen Ökonomisierung der Natur, die auf einen Ausverkauf der Ressourcen hinausläufe. Tatsächlich ist die bisherige Bilanz der „Green Economy“, wie das Projekt auch genannt wird, ernüchternd. Das Versprechen einer rein technischen Lösung der Umwelt- und Klimaprobleme erweist sich als gefährliche Illusion. Worauf es ankäme, wäre eine Verknüpfung des technischen mit einem ethischen Paradigmenwechsel, also einem Wertewandel in Bezug auf das Verständnis von Wohlstand, Wachstum und Lebensqualität. Denn ohne diesen werden die technisch ermöglichten Naturentlastungen, wie die Erfahrungen vielfach zeigen, durch eine noch schnellere Steigerung der Anspruchsniveaus sowie der systemischen Risiken „aufgefressen“.

Das Paradigma der Bioökonomie ist deutungs offen: Man kann darunter ebenso gut eine Ökonomisierung der Ökologie, die die Natur lediglich als wirtschaftliche Ressource wahrnimmt, sehen wie – in umgekehrter Leserichtung – eine Ökologisierung der Ökonomie, die den Weg zu einer auf erneuerbaren Rohstoffen basierenden Wirtschaft ebnet. Angesichts dieser Ambivalenz kann und muss man um die Deutung und die entsprechende Umsetzung des Konzeptes streiten.

Der Bayerische Sachverständigenrat für Bioökonomie hat Leitlinien für eine neue, ethisch fundierte Bioökonomie definiert und diese durch Vorschläge für exemplarische Handlungsfelder konkretisiert (vgl. <http://www.biooekonomierat-bayern.de/>). Gerade weil das Paradigma der Bioökonomie ambivalent und deutungsbedürftig ist, habe ich mich wohl derzeit weltweit einziger Theologe für die Arbeit einem solchen Sachverständigenrat zur Verfügung gestellt. Meine Motivation dafür ist auch die Faszination durch wissenschaftlich-technische Innovation im Bereich der Biokunststoffe. Diese sind Ausdruck einer von den Erfolgsgeheimnissen der Natur inspirierten Technik, die in einigen Bereichen einen Quantensprung an ökologischer sowie gesundheitlicher Verträglichkeit sowie höherer Effizienz von Werkstoffen mit sich bringen können. Die Wende im Plastikzeitalter ist möglich. Sie braucht innovative Forscher wie Professor Cordt Zollfrank, der uns heute an seinem Wissen teilhaben lässt, aber auch Akteure in Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft, die die gesellschaftliche Transformation für eine postfossile Wende im Plastikzeitalter mit Nachdruck wollen und vorantreiben. □

oder anderen pflanzlichen Quellen biotechnologisch zu Ethanol umgewandelt („Bioethanol“), was dann als chemischer Ausgangsstoff für die Produktion von vollsynthetischen Kunststoffen dienen kann („Bio-Polyethylen“; „Bio-PE“). Es sei an dieser Stelle angemerkt, das Bio-PE genau die gleiche molekulare Grundstruktur wie aus Erdöl erzeugtes Polyethylen PE und damit auch die gleichen chemischen Eigenschaften besitzt. Beide sind somit nicht voneinander unterscheidbar, nur dass dieses Bio-PE eben seinen Ursprung in den nachwachsenden und nicht in den begrenzt zur Verfügung stehenden fossilen Rohstoffen hat.

Die zweite Definition betrifft die biologische Abbaubarkeit: Darunter fallen solche Biokunststoffe, die durch Bakterien und andere Mikroorganismen oder Pilze verstoffwechselt und damit abgebaut werden.

Das bedeutet, dass diese Kunststoffe in überschaubaren Zeiträumen nach ihrem Eintrag in die Umwelt in die Kreisläufe der Natur zurückgeführt werden. Die allermeisten petrochemisch hergestellten Kunststoffe sind in der Regel nicht biologisch abbaubar. Es gibt aber auch einige neuere vollsynthetische Kunststoffe, die diese Eigenschaft besitzen. Andersherum sind die meisten Polymere aus der Natur (Biopolymere) biologisch zersetzbar, aber eben auch nicht alle. Das hängt unter anderem davon ab, wie man sie zu Kunststoffen aufbereitet hat. Zudem sind „Biokunststoffe“ nach der ersten Definition wie zum Beispiel das Bio-PE nicht biologisch abbaubar, da es ja chemisch gesehen mit vollsynthetischem PE identisch ist. Es ist also wichtig, genau hinzuschauen, was jeweils unter dem Begriff „Biokunststoff“ verstanden wird.

Aus diesen zwei Definitionen für „Biokunststoffe“ heraus ergibt sich ein Spannungsfeld, in dem vollsynthetische erdölbasierte Polymere sehr wohl eine gewisse biologische Abbaubarkeit aufweisen können, während nicht alle „Biokunststoffe“ aus nachwachsenden Rohstoffen biologisch abbaubar sind. Idealerweise wird ein Kunststoff heute aus nachwachsenden Rohstoffen hergestellt, was eine nachhaltige Erzeugung über mehrere Generationen hinweg sicherstellt. Zusätzlich sollen sie biologisch oder durch andere Umwelteinflüsse abbaubar sein, wodurch natürliche Kreisläufe geschlossen werden und nachfolgende Generationen nicht mit „Plastikmüll“ belastet werden.

Gleichwohl ist die Bewertung und der Vergleich der Umweltverträglichkeit von Kunststoffen auf fossiler Rohstoffbasis mit neuen Kunststoffen aus nachwachsenden Rohstoffen nicht immer einfach und führen – je nach Blickwinkel und Ansatz – zu unterschiedlichen Ergebnissen. Um die langfristige Anreicherung von Kunststoffen in der Umwelt zu verhindern, ist entweder der Austrag zu vermeiden oder die Verwendung von vollständig abbaubaren Kunststoffen notwendig. Biologisch abbaubare Kunststoffe aus nachwachsenden Rohstoffen sind jedoch in jedem Fall eine reelle und in der Zukunft unabdingbare Alternative zu Kunststoffen auf fossiler Basis, wenn entsprechende industrielle und rechtliche Rahmenbedingungen geschaffen und eingehalten werden.

III.

Was hat es nun mit der biologischen Abbaubarkeit auf sich? Plastik – also Kunststoffe – bestehen aus Makromolekülen und den Additiven, die bei ihrer Erzeugung hinzugefügt werden. Wird ein Kunststoff in die Umwelt ausgebracht, sei es auf einer Deponie oder auf irgendeinem anderen Weg, werden



Foto: dpa/Jürgen Effner

Eine Raffinerie im Wüstenstaat Katar: Grundlage für alle synthetischen Kunststoffe ist verarbeitetes Erdöl. Da dieser Rohstoff in absehbarer Zeit nicht

mehr zur Verfügung steht, müssen schon deshalb Alternativen gesucht werden.

zunächst einmal die niedermolekularen Bestandteile (kleinere Moleküle, Additive) ausgewaschen. Je nach Art und molekularer Beschaffenheit der Additive sind hier schon beträchtliche Risiken zu erwarten. In Laborversuchen und auch in einigen Umweltstudien konnte der Einfluss gewisser Additive auf die Reproduktionsfähigkeit von aquatischen und terrestrischen Lebewesen gezeigt werden. Somit sind auch die Additive im Kunststoff im Allgemeinen nicht harmlos, sondern können ein beträchtliches Gefährdungspotential für unsere Umwelt und alle Lebewesen darstellen.

Für den Abbau der Makromoleküle (der Polymere), die ja die Matrix des Kunststoffs bilden, gibt es prinzipiell zwei Möglichkeiten: Die Kunststoffe und Plastikmaterialien, die nicht biologisch oder chemisch abbaubar sind, werden durch UV-Einstrahlung, durch tierische Einwirkungen, durch die Gezeiten, Windeinwirkung, Bodenerosion und viele andere mechanische und andere physikalisch-chemische Mechanismen in kleine Fragmente zerkleinert. Dabei bleibt das Makromolekül als solches intakt, es wird nicht abgebaut, sondern es entstehen nur immer kleinere Partikel. Wenn die Partikelgröße kleiner als 5 mm ist, sprechen wir von Mikroplastik. Dem gegenüber stehen die biologisch abbaubaren Kunststoffe, die auf der einen Seite chemisch abgebaut werden können, zum Beispiel durch Wasserspaltung von chemischen Bindungen (Hydrolyse). Das setzt voraus, dass die Makromoleküle auch solche wasser-spaltbaren Bindungen enthalten, wie etwa in Polyestern. Im anderen Fall werden die Makromoleküle durch einen

mikrobiellen Angriff verstoffwechselt und durch die Mikroorganismen umgewandelt. In beiden Fällen werden die Makromoleküle selbst immer kürzer, bis sie sich letztendlich in ihre molekularen Bestandteile aufgelöst haben und wieder in die natürlichen Kreisläufe zurückgeführt sind.

Ein großes Problem bei einem Eintrag von Plastik und Mikroplastik in die Umwelt ist, dass die Tiere diese oft nicht von ihrer Nahrung zu unterscheiden vermögen. Die Tiere nehmen die Plastikteile mit der Nahrung auf. In den Mägen von verendeten Seevögeln hat man kleinere Plastikpartikel bis hin zu einem völlig unzersetzten Gebrauchsartikel aus Plastik gefunden. Da die Kunststoffe keinen Nährwert besitzen, verhungern die Tiere mit vollem Magen. Während das Mikroplastik und die Bildung der „Plastikmüllstrudel“ in den Ozeanen vielerorts erforscht wird, weil das Problem dort bereits „sichtbar“ ist, findet der Plastikeintrag in unsere land- und forstwirtschaftlich genutzten Böden bislang kaum Beachtung. Auch sind die langfristigen Auswirkungen des Plastikeintrags auf die Erhaltung der Fruchtbarkeit der land- und forstwirtschaftlichen Böden überhaupt noch nicht in den Fokus gerückt. Und das, obwohl alles, was wir essen, und alles, wo wir unsere nachwachsenden Rohstoffe erzeugen, auf der nachhaltigen Nutzung von land- und forstwirtschaftlichen Böden beruht.

Vorsichtige Schätzungen, wie viele Kunststoffteilchen beispielsweise mit Klärschlämmen ausgebracht werden, haben ergeben, dass bereits jetzt ein Mikroplastikpartikel in einem Bodenwürfel

von 3 cm Kantenlänge zu finden wäre. Das klingt auf den ersten Blick nach nicht besonders viel und die Partikel sind natürlich nicht gleichmäßig über die gesamte genutzte Bodenfläche verteilt. Durch die kontinuierliche Anreicherung (Akkumulation) von auswaschbaren Additiven sowie durch den Kunststoff selber könnte die Boden-

fruchtbarkeit nachhaltig beeinflusst werden. Immerhin werden weltweit jährlich circa 300 Millionen Tonnen an persistenten Kunststoffen erzeugt, die irgendwann auch in unsere Böden gelangen. Die ökologischen Folgen einer Akkumulation von unzersetzbaren, persistenten Kunststoffteilchen in den Böden sind derzeit noch nicht absehbar.



Der Ehrensaal des Deutschen Museums war – wie immer bei Veranstaltungen der Katholischen Akademie dort – voll besetzt.



Foto: dpa/Werner Dieterich

Synthetische Kunststoffprodukte sind in der Natur nicht vollständig abbaubar. Es bleibt viel Müll und noch schlimmer wird es, wenn sich die Produkte so weit zersetzen, dass Mikroplastik entsteht.

Diese Teilchen sind so klein, dass sie aus dem Wasser nicht herausgefiltert werden können und so in den Nahrungskreislauf – auch von uns Menschen – gelangen.

Gerade deswegen sind biologisch abbaubare Kunststoffe so wichtig und wir brauchen sie dringender denn je: Sie sind deshalb so notwendig, weil sie irgendwann – nicht heute und nicht morgen – in natürliche Kreisläufe zurückgeführt werden. So wird ein Biokunststoff aus Maisstärke bereits nach 45 Tagen in einer industriellen Anlage vollständig zu wertvollem Kompost umgewandelt. Unverständlich werden dann allgemeine Aussagen wie zum Beispiel dass „die im Zusammenhang mit ihrer Entsorgung ins Spiel gebrachte Kompostierung der biologisch abbaubaren Kunststoffe“ keine gute Lösung oder „keine sinnvolle Art der Verwertung“ sei – nachzulesen in einer Broschüre des Umweltbundesamt vom August 2009. Denn, wie es weiter heißt, „entstehen keine wertgebenden Kompostbestandteile, wie Nährstoffe und Mineralien oder bodenverbessernder Humus, sondern ausschließlich Kohlendioxid CO₂ und Wasser.“ Das ist soweit richtig bei einigen der derzeit verwendeten abbaubaren Kunststoffen. Deswegen müssen wir aus Forschersicht, aber auch aus industrieller Sicht diese Aussagen ernstnehmen und Kunststoffe entwickeln, die, wenn sie einmal in die Umwelt ausgebracht werden, bodenverbessernde Wirkungen entfalten können. Da es solche Kunststoffe noch kaum gibt, müssen wir solche weiterentwickeln und intensiv erforschen.

Im Freiland herrschen meist mildere Bedingungen als in einer industriellen Kompostierungsanlage, sodass unter

Umweltbedingungen Kunststoffe weit-aus langsamer abgebaut werden – wenn überhaupt. Während der vollständige Abbau von beispielsweise Polymilchsäure (PLA) unter idealen Voraussetzungen bis zu 60 Tagen dauert, wird unter realen Umweltbedingungen auch nach 180 Tagen kein Abbau des Materials beobachtet. Auch konnte in Laborversuchen kein mikrobieller Abbau nachgewiesen werden, es erfolgt lediglich eine Spaltung des Polymers PLA durch Wasser (Hydrolyse). Gerade deshalb müssen wir weiter an der Entwicklung von Kunststoffen forschen, bei deren mikrobieller Abbau nach der Nutzungsphase gewissermaßen programmiert werden kann, um so einen boden-erhaltenden, ja bodenverbessernden Kunststoff zu bekommen.

IV.

Ziel einer jeden Kunststoffforschung und -entwicklung muss also von den Fragen getrieben sein, wie nachhaltig und wenig umweltbelastend das Produkt erzeugt werden kann und vor allen Dingen was nach der Nutzungsphase mit dem Produkt geschieht. Dabei sind natürlich nicht nur die Recycling-, Regenerierungs- und Wiedernutzungsmaßnahmen von grundlegender Bedeutung. Irgendwann ist das Produkt „ausgenutzt“ und wird ganz oder teilweise in die Umwelt ausgebracht. Hier muss es dann quasi von selbst durch biologischen oder chemisch-physikalischen Abbau in die natürlichen Kreisläufe in-

tegriert werden, denn sonst kommt es zu einer Anreicherung von Millionen an Tonnen von persistenten Kunststoffen in unseren Lebensräumen, die dadurch stark beeinträchtigt werden können – bis hin zur Unbewohnbarkeit. Die Umweltgefährlichkeit und der Austrag der für die Herstellung von Kunststoffen so wichtigen Additive müssen berücksichtigt und überdacht werden. Dies sollten die Leitgedanken für die Erforschung und Entwicklung einer neuen Generation an „Biokunststoffen“ sein.

Was können wir also noch tun? Das einfachste Mittel, dass jeder Verbraucher in der Hand hat, ist der Verzicht. Wir als Verbraucher können uns überlegen, ob wir jede uns angebotene Plastiktüte wirklich brauchen. Ist die Kunststoffverpackung für jedes Produkt, jede CD, jedes Buch, jedes Stück Obst, jedes Gemüse wirklich nötig? Gibt es nicht Alternativen, etwa aus nachwachsenden Rohstoffen und sind diese gar biologisch abbaubar? Mit dem nötigen Wissen kann jeder zwischen den konventionellen Kunststoffen und den Biokunststoffen oder den Naturstoffen unterscheiden. Um es noch besser zu machen, ist hier die Industrie und der Gesetzgeber gefragt, die alle nötigen Mittel in der Hand halten, um Biokunststoffe aus ausschließlich nachwachsenden Rohstoffquellen mit biologischer Abbaubarkeit herzustellen. Würden dann ausschließlich solche Biokunststoffe zur Verfügung stehen, wäre deren Verwendung dann unabhängig von der Wahl des Verbrauchers. Mit anderen Worten:

Der Endverbraucher erbringt für unsere Umwelt einen Dienst, ohne es zu wissen, und Industrie und Gesetzgeber würden ganz im Sinne der Nachhaltigkeit handeln.

Deshalb brauchen wir Biokunststoffe. Zum einen, weil die fossilen Rohstoffe und alles das, was wir momentan an Kunststoffmaterialien herstellen, einfach endlich ist. Das heißt, dass diese Rohstoffe irgendwann aufgebraucht sein werden und dann können wir das, was wir momentan daraus erzeugen, nicht mehr daraus herstellen. Deshalb brauchen wir Biokunststoffe, die auf nachwachsenden Rohstoffen basieren. Und zwar brauchen wir sie genau um ihrer biologischen Abbaubarkeit willen. Das bedeutet, dass sie irgendwann aus unserer Umwelt wieder verschwinden und damit wieder an den natürlichen Kreisläufen teilnehmen.

Studierende der Universität Freiburg, die uns im Wissenschaftszentrum für Nachwachsende Rohstoffe in Straubing besuchten, schrieben folgenden Eintrag in unser Gästebuch: „Für eine Welt ohne Plastik.“ Ohne Plastik muss es gar nicht sein, aber es muss mit den richtigen Kunststoffen, den entsprechenden Biokunststoffen sein, die aus nachhaltigen Quellen, aus nachwachsenden Rohstoffen herstellbar sind und die eben auch biologisch abbaubar sind. Wenn wir anfangen, diesen Gedanken zu folgen, dann kann ich mir eine Wende im Plasto- zän durchaus vorstellen. □

„Schön, dass wir darüber geredet haben!“

Vertrauen in die Welt

Bruno Jonas im Gespräch mit Josef Früchtl

Bruno Jonas, einer von Deutschlands bekanntesten Kabarettisten, und Philosophieprofessor Josef Früchtl trafen sich in der Katholischen Akademie Bayern. Der Niederbayer Jonas, der heute in München lebt und arbeitet, sowie der Oberpfälzer Früchtl, der einen Lehrstuhl für Philosophie der Kunst und Kultur an der Universität Amsterdam innehat, unterhielten sich

am 2. Juni 2016 über nichts weniger als Vertrauen in die Welt und diskutierten die These, dass gerade der Film Vertrauen in die Welt zurückgeben kann. Kurze Szenen aus bekannten Filmen ergänzten das launige und interessante Gespräch, das Sie hier in einer etwas gekürzten und überarbeiteten Fassung nachlesen können.

Bruno Jonas: Es ist sicher eine ungewöhnliche Konstellation: auf der einen Seite ein Kabarettist, und auf der anderen Seite ein Philosoph. Vom Kabarettisten verlangt man Zuspitzungen, Überhöhungen, Überzeichnungen, eben satirische Verzerrungen, und von einem Philosophen systematisches Denken, Denken über das Denken, reflexives Denken, also das Kreisen um das eigene Denken in systematischer Form. Und man darf von einem Philosophen ein gewisses Abstraktionsvermögen erwarten, das kann ich Ihnen garantieren. Ich hoffe, dass ich diese Abstraktionen zum Teil hinterfragen kann. Denn beim Lesen deines Buches ist es mir ein bisschen so gegangen, dass ich mir gedacht habe: Jonas, bist doch net ganz so g'scheit, wie du immer gedacht hast!

Ja, also, der Gegenstand unseres heutigen öffentlichen Nachdenkens wird sein „Vertrauen in die Welt“. So heißt auch das Buch vom Josef Früchtl. Wir sind befreundet, deshalb werden wir uns duzen. Und ganz am Schluss werden wir die Liebesgeschichte eines sonderbaren Paares erzählen, nämlich der Philosophie und des Films.

Wir können ja davon ausgehen, dass die meisten hier im Saal das Buch vom Josef Früchtl gelesen haben! Aber für die drei, die nicht dazugekommen sind, will ich jetzt erst einmal den Josef bitten, dass er uns in ein paar Sätzen erklärt, worum es ihm in seinem Buch geht.

Josef Früchtl: Ich habe das Buch geschrieben zwischen 2007 und 2012. Ich weise deshalb sofort auf die Jahreszahl 2007 hin, weil in jenem Jahr der Beginn dessen war, was wir die Finanzkrise nennen, an der wir immer noch laborieren. 2007 war es, als wir im Fernsehen zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg in Europa Fernsehbilder sahen, die man bis dato noch nie gesehen hatte, dass nämlich Sparer eine Bank stürmen, „Northern Rock“. Sie hatten kein Vertrauen mehr in diese Geldinstitution. Ein Jahr später war der Zusammenbruch der Lehman Brothers in New York.

Seit dieser Zeit verfolgt uns auf dem finanzpolitischen Sektor ein gewisses Vertrauens-Management, so nennt man das in den entsprechenden Kreisen. Vertrauens-Management heißt, dass man Kompensation versucht einzurich-

ten für verloren gegangenes Vertrauen. Die nächsthöhere Ebene versucht aufzufangen, was auf der kleinen Ebene nicht mehr zu managen ist. Die Banken werden gerettet von den Staaten, und die kleinen Staaten werden gerettet von den großen Staaten, und alle Staaten werden zuletzt natürlich gerettet von Steuerzahlern. In der Zeit fing ich an, über das Thema nachzudenken.

Als Philosoph bin ich natürlich kein Experte für Finanzpolitik oder für gesellschaftstheoretische Fragen. Ich mache mir natürlich meine Gedanken, wie jede und jeder andere auch. Bruno hat schon darauf hingewiesen: fundamentale Fragen, Reflexion, nochmal nachden-

ken über etwas, worüber schon so viele nachgedacht haben. Eine der Fragen, mit denen sich Philosophen nun wirklich schon seit der Antike herumplagen, ist das Problem des Realismus der Existenz. Wissen wir überhaupt, dass wir existieren, dass die Welt existiert, dass der andere, mit dem ich gerade in einem Gespräch bin, existiert und nicht eine Illusion ist?

Möglicherweise ist es ja so, wie René Descartes, ein Philosoph Mitte des 17. Jahrhunderts, und Hilary Putnam, ein amerikanischer Philosoph des 20. Jahrhunderts, es sich gedacht haben. Es könnte doch sein, dass wir alle angeschlossen sind an einen riesigen Computer. Der versorgt uns mit allen nötigen Daten, sodass wir den Eindruck haben, alles, was um uns herum geschieht, geschieht wirklich. In Wirklichkeit, tatsächlich liege ich aber in irgendeiner Röhre und bin angeschlossen an diesen Super-Computer. Ich spiele auf den Film „Matrix/Teil I“ an, der uns eine filmische Darstellung dieser klassischen philosophischen Szenerie präsentiert. Es gibt aber ein paar kluge Leute, andere Philosophen, die uns zumindest die Richtung vorgeben, in der wir besser suchen sollten. Diese Richtung ist benannt mit dem Begriff „Vertrauen“.

Manche nennen auch einen anderen Begriff; der ist vielleicht hier in der Katholischen Akademie beliebter, nämlich der des Glaubens. Wobei Sie bedenken sollten, dass wir den Begriff des Glaubens mindestens zweifach verwenden können. Im Englischen ist das geläufiger als im Deutschen. Wenn wir im Englischen sagen „to believe“, „I believe that“, dann heißt das so viel wie „ich bin der Meinung, dass“, „ich bin überzeugt, dass“. Hier hat Glauben eher eine erkenntnistheoretische Bedeutung und weniger eine religionsphilosophische. Aber beide Möglichkeiten haben wir, und diese Philosophen, auf die ich anspiele, sagen uns: Wenn ihr nachdenken wollt über das Problem, was wirklich ist, dann müsst ihr in jene Richtung von „glauben“ gehen, die „vertrauen“ heißt, und nicht „wissen“.

Und das Überraschendste für mich war die Entdeckung, dass der Film, dieses Massenmedium des 20. Jahrhunderts, genau auf die uns seit 2500 Jahren bedrückende Frage eine Antwort gibt.

Bruno Jonas: Es wird sicher nicht nur hier in diesem Raum Leute geben, die sagen: Die Skepsis, die da herauschimmert – wir können quasi nichts wissen, wir können nicht sicher sein, ob wir überhaupt da sind! Also, lieber Herr Professor, dies sehen wir ganz anders, wir fühlen uns in unserem Glauben gefestigt. Mir fällt dazu aus meiner alten Ministranten-Zeit das berühmte Loblied „Tantum ergo“ ein, und dort heißt es an einer Stelle: „Praestet fides supplementum sensuum defectui“. Das heißt frei übersetzt so viel wie: Der Glaube möge uns ersetzen, was wir an sensitiven Defekten haben. Leider ist unsere Wahrnehmung mangelhaft. Doch der Glaube kann diese Mängel ausgleichen. Wenn jemand glauben kann, dann fühlt er sich gefestigt. Aber dazu braucht er natürlich wieder Vertrauen. Das Interessante an deinem Buch ist, dass du die These vertrittst, der Film kann dieses Vertrauen stärken. Und wenn ich es richtig gelesen habe, ist diese These vor allem bezogen, von Deleuze her, auf die Zeit des Nachkriegsfilms?

Josef Früchtl: Es gibt zwei herausragende Philosophen in der Nachkriegszeit, die beide erst in den 1980er Jahren die entsprechenden Bücher vorgelegt haben, also vor 30, beinahe 40 Jahren. Der eine ist Gilles Deleuze in Frankreich, der ein dickes Buch über Philosophie und Film geschrieben hat, und der andere ist der amerikanische Philosoph Stanley Cavell. Beide haben unabhängig voneinander, aber etwa zur gleichen Zeit, angefangen, über das Thema Film und Philosophie intensiv nachzudenken. Beinahe alles, was heute auf diesem kleinen Terrain innerhalb der Philosophie und der Medientheorie geschieht, geht im Wesentlichen auf diese beiden Leute zurück.

Bruno Jonas: Ich würde gerne einen Schritt zurückgehen, dorthin, wo du an-



Bruno Jonas und Professor Josef Früchtl redeten über „Vertrauen in die Welt“.



Foto: akg-images

Woody Allens „Purple Rose of Cairo“: Mia Farrow mit ihrem „realen“ Filmhelden, gespielt von Jeff Daniels.

gefixt worden bist für das Medium Film. Du hast mir einmal diese kleine Geschichte erzählt aus deiner frühesten Kindheit, als du dich in einem Kinosaal versteckt hast. Weißt du noch, welcher Film das war? Jeder hat ja seinen ersten Film, an den er sich erinnern kann. Ich habe überlegt, mein erster Film war „Die Försterchristl“, und „Bambi“ vielleicht. Ich weiß nicht, wie groß das Vertrauen in die Welt damals bei mir war, aber ich vermute, schon sehr groß!

Josef Früchtl: An meinen ersten Film kann ich mich leider nicht erinnern. Aber es waren auch gleich so viele, die mich da erwischen haben. Ich bin 1954 geboren. Anfang der 1960er Jahre kam in diesem kleinen Dorf, in dem ich groß geworden bin, einmal die Woche der Filmvorführer. Da wir eine Gastwirtschaft hatten, wurde der Tanzsaal umfunktioniert zum Kinosaal, und da traf sich dann die Dorfgemeinschaft und hat bei Bier und Zigarette die Filme der 1950er Jahre angeschaut. Da waren natürlich die deutschen Heimatfilme mit dabei, aber ich habe eben auch gleich die Avantgarde aus Hollywood kennengelernt. Alle Western mit John Wayne, glaube ich, habe ich schon...

Bruno Jonas: ...als Vierjähriger gesehen!

Josef Früchtl: Ich war schon ein bisschen älter. Ich verstehe im Nachhinein meine Mutter sehr gut, dass sie das nicht gut fand, wenn ich mich versteckt habe irgendwo, unter den Stühlen. Sie hat mich herausgefischt und dahin gesteckt, wo man hingehört als 8- oder 9-Jähriger, ins Bett.

Bruno Jonas: Da ging's los.

Josef Früchtl: Ich glaube tatsächlich, dass es kein Zufall ist, wenn ich jetzt nach 40 Jahren auch theoretisch auf die-

ses Thema zurückkomme. Ich habe ein Filmbeispiel mitgebracht, „Cinema Paradiso“ von 1988, gedreht von Giuseppe Tornatore. Der Film spielt im Sizilien der Nachkriegszeit. Der kleine Salvatore, genannt „Toto“ nach dem in Italien enorm berühmten und beliebten Komiker Toto aus Neapel, soll eigentlich für seine Mutter zum Einkaufen gehen und Milch kaufen für das kleine Schwesterchen, aber Toto wird mehr angezogen vom Film, und der Filmvorführer, den Philippe Noiret spielt, lässt ihn gewähren.

Und so sitzt der Kleine, ähnlich wie ich, ich allerdings unter, er auf dem Stuhl, und er genießt im Kinosaal die Filme der 1950er Jahre. Der Film wird immer erst dem Pfarrer vorgeführt, weil der Pfarrer natürlich ein Zensurrecht hat. Und alle Kuss-Szenen, alle anrühigen Szenen werden herausgeschnitten. Immer, wenn der Pfarrer seine Glocke läutet, weiß Philippe Noiret: Okay, ich schneide die Szene heraus. Die Filme, die die Zuschauer zu sehen bekommen, sind also nicht so ganz komplett. Und die Zuschauer wissen das auch und maulen des Öfteren darüber.

Es kommt in dem Film nicht anders als bei uns in den 1960er und 1970er Jahren. Das Fernsehen gewinnt, auch in Sizilien, die Leute gehen nicht mehr ins Kino. Das „Cinema Paradiso“, das Paradies der Kindheit des kleinen Toto, wird abgerissen, und wir sehen den erwachsenen Toto, der inzwischen selbst ein Filmregisseur geworden ist. Ein sehr melancholischer Mensch; er leidet am Leben, an der Welt. Natürlich gibt es eine Liebesgeschichte im Hintergrund, und die verlaufen in der Pubertät ja bekanntlich meistens unglücklich.

Aber es ist noch etwas anderes, was den Film für mich jetzt interessant macht. Dieser Film erzählt nämlich, erstaunlich genug, in gewisser Weise meine Kindheit. Der Unterschied zwischen Niederbayern und Sizilien ist ja doch, realis-

tisch betrachtet, einigermaßen groß. Abgesehen davon gibt es noch einen anderen interessanten Grund, und der hat mit all diesen herausgeschnittenen Kuss-Szenen zu tun. Der Film endet damit, dass Philippe Noiret, der alte Filmvorführer, stirbt und dem inzwischen erwachsenen Toto eine Schatulle hinterlässt, mit all den Szenen, die der Pfarrer herausgeschnitten ließ. Und die schneidet er jetzt zusammen, setzt sich in den Kinosaal und schaut sich all diese Szenen an. Und dann endlich lächelt und lacht er wieder.

Ein Psychologe wird Ihnen sagen, eine Neurose können Sie begreifen als

Schnitt in Ihrer Lebensgeschichte. Da fehlt ein Stück, und eine Neurose ist eine Art Übersprunghandlung. Das Stück, das in „Cinema Paradiso“ fehlt, ist konzentriert auf die Liebesszenen. Jetzt, am Ende des Films, und das heißt für die Hauptperson: am Ende einer langen Geschichte, sind sie alle wieder da. Das Leben ist komplett, weil der Film komplett ist.

Zugleich sagt uns der Film aber auch dies: „Life is not like in the movies.“ Im Kino geht es eigentlich immer interessanter zu als in diesem alltäglichen Leben, wo man morgens aufsteht, man den Bus nehmen muss, zur Arbeit fährt, sich über dies und jenes ärgert, nach Hause kommt und müde ist, und dann vielleicht ins Kino geht.

Das Leben ist also kein Kino. Aber das sagt uns: das Kino. Es fordert uns also auf eine Weise, wie wir das gar nicht erwartet haben; es stößt uns in eine philosophische Thematik hinein.

Bruno Jonas: Diese herausgeschnittenen Szenen, ich finde das sehr poetisch. Da wird die Welt wieder komplett. Vorher war sie für Toto zerrissen; es fehlte etwas. Kann man sagen, dass er da einen Vertrauensverlust im Film über den Film erlitten hat, und erst über das Happy End wird dieses Vertrauen wieder geheilt?

Josef Früchtl: Genau. Das Vertrauen von Toto in die Welt ist das Vertrauen in die Überzeugung, dass es sich lohnt, zu leben...

Bruno Jonas: ...schöne Botschaft!

Josef Früchtl: Camus hat einmal gesagt, die oberste Aufgabe der Philosophie bestehe darin, zu begründen, dass der Selbstmord nicht lohnt. Da ist etwas dran. Aber ich würde sagen, dazu brauche ich nicht unbedingt die Philosophen, da kann ich auch ins Kino gehen.

Bruno Jonas: Könnte man das so formulieren: Wenn der Mensch persönlich nicht mehr weiter weiß...

Josef Früchtl: ...dann soll er ins Kino gehen!

Bruno Jonas: Wenn es für ihn nicht mehr weitergeht, wendet er sich an vertrauliche Personen. In dem Fall wäre die vertrauliche Person Toto gewesen.



Weihbischof em. Engelbert Siebler im Gespräch mit Karin Hammermaier, Redakteurin der Münchner Kirchenzeitung.

Josef Früchtl: Ja, aber für Toto wäre die Vertrauensinstanz der Film. Die Wagner-Fans könnten natürlich auch Parsifal zitieren: „Nur eine Waffe taugt – die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug.“ In dem Fall war es der Film; der Film hat die Wunde geschlagen.

Bruno Jonas: Ich würde jetzt gerne auf die zentrale These des Buches zurückkommen: Dass es die Macht des modernen Films nach dem Zweiten Weltkrieg sei, die uns den Glauben an die Welt zurückgeben kann. Das ist schon ein sehr wichtiger Satz. Ist es nur der Film? Das leisten doch andere Künste auch, die Malerei, die Musik. Die Schauspieler nach dem Zweiten Weltkrieg haben schon 1945 versucht, Theaterstücke zu spielen, um die Seelen wieder ein bisschen zu beruhigen.

Josef Früchtl: Deleuze denkt an den italienischen „Neorealismo“, an Filme von Roberto Rossellini zum Beispiel, dann an die französischen „Nouvelle Vague“ Filme, an Regisseure wie Francois Truffot, Eric Rohmer und natürlich Jean-Luc Godard, bis zu den „Autoren-Filmen“ der Bundesrepublik in den 1970er Jahren. Deshalb ist unter anderem Wim Wenders für ihn ein wichtiger Regisseur. Diese Regisseure fangen an, das übliche Spielfilm-Format, das immer auf Handlung konzentriert ist, aufzubrechen. Der „Neorealismo“ mit Rossellini präsentiert ein Kino, in dem nicht mehr das Handeln zentral ist, sondern das Schauen, das Wirkenlassen der Bilder, die langen Einstellungen. Oder denken wir an Ingmar Bergman: Großaufnahmen, Gesichter. Die Kamera ruht auf diesen Gesichtslanschaften und macht nicht im Zwei- bis Drei-Sekunden-Takt mindestens einen Schnitt.

Bruno Jonas: Das hält aber keiner mehr aus heute. Da laufen die Leute sofort weg, weil sie denken, da passiert ja nichts.

Josef Früchtl: Jetzt komme ich auf deine Frage zurück, warum das Kino und nicht die Malerei oder das Theater? Weil das Kino eine fundamentale philosophische Frage ansteuert...

Bruno Jonas: Raus damit!

Josef Früchtl: Die Frage der Existenz! Ist das real, womit ich tagtäglich umgehe? Warum ist das Kino für diese Frage so geeignet? Die Antwort: Weil das Kino die berühmte Trennung zwischen uns als Zuschauern und der Leinwand voraussetzt. Diese Trennung ist absolut, unüberbrückbar. Wenn ich im Theater bin, kann ich protestieren, kann sogar auf die Bühne springen. Dann schmeißt man mich natürlich raus, aber die Grenze ist überbrückbar. Wenn ich vor einem Bild stehe, kann ich das Bild berühren, kann es sogar attackieren. Das hat dann juristische Folgen für mich. Musik spielt sich sowieso im Kopf und im Körper ab. Ebenso die Literatur (mehr im Kopf, in unserer Phantasie).

Der Film ist das einzige Medium, das darauf aufbaut, dass die Trennung zwischen dem Subjekt (dem Zuschauer) und dem Objekt (dem Werk, der Leinwand) absolut ist. Und diese absolute Trennung ist die Bedingung dafür, dass dann, psychologisch gesehen, eine Identifizierung mit dem Geschehen auf der Leinwand stattfindet; dass der Film mich in sich hineinzieht. Philosophisch gesehen haben wir hier das Grundproblem des Skeptizismus. Der Skeptiker sagt, die Welt existiert nicht, die anderen existieren nicht. Was hat das zur Folge? Isolation für jeden einzelnen. Denn es gibt ja keine Beziehung zwischen mir und der Welt, sagt der Skeptiker. Die lässt sich nicht beweisen, sagt der Skeptiker (und

hat vielleicht sogar recht), und wenn sie sich nicht beweisen lässt, ja, dann gibt es sie auch nicht. Dieses philosophische und existenzielle Grundproblem kennzeichnet auch den Film, und zwar als Film, unabhängig vom jeweiligen Genre (Komödie, Melodrama, Horrorfilm usw.).

Bruno Jonas: Ich möchte noch einmal auf die These von Deleuze zurückkommen. Nach Deleuze heißt es, „Glauben heißt hier nicht, an eine andere oder veränderte Welt zu glauben, sondern Glauben heißt einzig und allein, an den Körper zu glauben, an den Körper vor dem Reden, vor dem Benennen der Dinge.“ Was bedeutet es, an den Körper glauben? Beim Film denkt man vielleicht sofort, also ich, natürlich an Julia Roberts, aber die ist sicher nicht gemeint?

Josef Früchtl: Der Körper ist eine Metapher für das Begrifflose. Wenn ich ein Gesicht vor mir sehe, eine Bergman-Gesicht-Großaufnahme, auch Julia Roberts, sehe ich etwas, wofür ich letztlich keine Begriffe habe.

Bruno Jonas: Ja, ich schau die gern an.

Josef Früchtl: Wenn du eine Frau wie Julia Roberts anschaust, wirst du kläglich scheitern, wenn ich dich bitte, zu beschreiben, warum du ihren Körper so schön findest. Aber das Anschauen selber macht Spaß!

Bruno Jonas: Also, das Schauen, ohne es zu benennen, ist so etwas wie ein reines Schauen. Es erinnert mich, weil wir hier in der Katholischen Akademie sind, an ein meditatives Schauen. Ich denke an das Aussetzen des Allerheiligsten. Gott schauen: Ist das damit gemeint? Also, ich sitze im Film und schaue, ohne zu begreifen, was ich schaue?

Josef Früchtl: So ist es.

Bruno Jonas: Also, wie ein Affekt. Ich komme gar nicht zum Nachdenken. Es passiert etwas mit mir.

Josef Früchtl: Deswegen soll man sich ja auch in die erste Reihe setzen, damit der Leinwandeffekt so stark wie möglich ist und die Bilder auf mich einströmen wie ein...

Bruno Jonas: ...Aha!...

Josef Früchtl: ...riesiger Rotweinssee oder so etwas!

Bruno Jonas: Schönes Bild, ja!

Josef Früchtl: Die Katholizität des Kinos, Herr Schuller hat es einleitend zitiert: Deleuze ist Katholik, eben kein Protestant. Keine Religion des Wortes. Die Beziehung zwischen mir und meinem Gott findet nicht über die Auslegung der Bibel statt, nur über das Wort, sondern unter anderem auch über das Schauen der heiligsten Symbole, zum Beispiel der Monstranz. Es ist ja sehr schwierig, etwas anzuschauen und nicht zu beschreiben. Wir sind fassungslos (wir fassen es, das Angesehene, nicht) und fassungslos glücklich in diesem permanenten Schauen.

Bruno Jonas: Ist das so toll? Okay. Jetzt würde ich gern zum nächsten Filmbeispiel kommen, nämlich „Blow Up“. Da kommen wir in ein Schauen, bei dem wir nicht mehr sagen können, was wir gesehen haben, weil es so weit aufgezogen wird über den Effekt des „blow up“, dass wir nicht mehr zum Denken kommen können?

Josef Früchtl: „Blow Up“ von Michelangelo Antonioni gilt als filmisches Meisterwerk. Ein junger Mann im „Swinging



Bruno Jonas: „Heute Abend habe ich sehr viel gelernt. Ich hoffe, Sie haben auch einigermaßen Spaß mit uns gehabt. Und tja, schön, dass wir darüber geredet haben.“

London“ der 1960er Jahre, ein junger Modefotograf, fotografiert zufällig im Park ein Liebespaar, geht nach Hause und entwickelt das Foto. Als er das Foto vergrößert – „blow up“ – sieht er im Hintergrund eine Pistole, und wenn er noch genauer schaut, einen Körper, also eine Leiche. Er läuft zurück zum Park und tatsächlich, da liegt eine Leiche. Er

geht wieder zurück und versucht, über das Vergrößerungsverfahren noch deutlicher zu kriegen, was da passiert sein könnte, aber je mehr er dieses Verfahren praktiziert, je mehr er das Bild vergrößert, desto weniger sieht er. Das Bild wird nur noch körnig. Wir erfahren als Zuschauer nichts über den Mord, ob es wirklich ein Mord war. Was wir am En-



Josef Früchtl: „Das Vertrauen von Toto in die Welt ist das Vertrauen in die Überzeugung, dass es sich lohnt, zu leben.“



Foto: akg-images

Antoninis Meisterwerk „Blow up“: Der Fotograf, gespielt von David Hemmings, vergrößert das Foto immer mehr und sieht am Ende – nichts mehr!

de sehen ist das Schauen selber. Der Fotograf lässt sich auf eine theatralische Situation ein: junge pantomimisch geschminkte und verkleidete Leute hat er am Anfang schon einmal gesehen. Sie fahren durch London und sind am Feiern. Am Ende sieht er sie wieder, nun spielen sie Tennis. Das heißt, sie tun so, als ob sie Tennis spielen würden. Denn da ist kein Ball. Man hört nur die Schritte der Spieler. Dennoch lässt der Fotograf sich in dieses Spiel (das so tut, als wäre es ein Tennisspiel) hineinziehen. Er folgt dem Ball, der ja gar nicht vorhanden ist, mit den Augen. Es ist die Kamerabewegung, die uns zeigt, hier könnte ein Ball fliegen, wenn ein wirklicher Ball da wäre.

Im Kontext des Films ist das doppelt interessant, weil es ja im Film um ein Objekt geht, um ein „corpus delicti“. Ein Mord ist passiert, denkt der Fotograf. Hier ist eine Pistole, hier ist es eine Leiche, und es war tatsächlich eine Leiche. Wo ist das Objekt? Der ganze Film ist eigentlich eine Darstellung der Obsession dieser Wahrheitssuche, mit der der junge Mann scheitert. Am Ende steigt er – die Alternative – in die Praxis ein, die Als-Ob-Haltung zu übernehmen. Tu einfach so, als ob. Es gibt keinen Ball, es gibt nur noch die Handlungen einer bestimmten Gruppe, und wir können dabei mittun oder uns außerhalb stellen. Wenn wir uns außerhalb stellen, sind wir Beobachter; dann tun wir das, was der junge Mann im Film die ganze Zeit tut. Er ist Fotograf, er ist durch seine Linse getrennt von den Objekten, die er fotografiert. Wozu führt diese Haltung? Jedenfalls nicht dazu, dass man Objekte erkennt. Was ist die Alternative? Wir einigen uns auf Regeln: Wir tun so, als ob wir Tennis spielen würden. Das ist eine Alternative zum Fixiertsein auf Objekte. Es geht um das Schauen als eine Bewegung, die nicht abzuschließen ist. Am Ende schauen wir auf das Gesicht der Hauptperson, min-

destens 15 bis 20 Sekunden lang. Aber wenn wir versuchen, dieses Gesicht begrifflich zu beschreiben, was sagen wir dann? Wir sehen am Ende nur, dass er den Blick senkt. Aber was er denkt, wissen wir nicht. Ergo, wir müssen denken.

Bruno Jonas: Da kommen wir auch gar nicht heraus. Bei dem, was wir gerade gesehen haben, gibt es non-verbale Hinweise: Holt einmal den Ball, etc. Dann haben wir Personen, die beobachten, aber es sind eindeutige Signale gesetzt in Richtung, da stimmt etwas nicht mit den Figuren, auch, weil sie weiße Gesichter haben. Es geht ins Clowneske; man könnte das auch als Zirkusnummer begreifen. Dann sitze ich da drin als Zuschauer und habe Schwierigkeiten, ich schaue auf die Leinwand und versuche zu verstehen. Ich kann mich erinnern, ich habe den Film damals gesehen und war schon etwas verwirrt. Aber ich habe mich nicht getraut, denn es hieß: großartiger Film!

Auf die These „Vertrauen in die Welt“ bezogen, heißt das, – heute würde man vielleicht philosophisch von Konstruktionen sprechen –, wir sehen etwas, was nur wir sehen. Andere haben den Ball nicht gesehen. Die Absicht, die der Regisseur mit diesem Film verfolgt, liegt die klar zutage? Weiß man, was er damit will? Was sollen wir denn verstehen? Spielt dabei dieser philosophische Gedanke eine Rolle, dass er uns beibringen will: Pass einmal auf, wir tun jetzt so, als ob wir Tennis spielen würden? Es schaut nur so aus, tatsächlich ist es anders?

Josef Früchtl: Nein, nein, das tun wir... Das gilt aber nicht nur für Filmregisseure, dass sie am Ende den Zuschauern überlassen, was sie mit den Objekten (dem Film) machen. Es geht darum, dass man wie die Hauptperson entscheiden muss: Mache ich jetzt etwas mit dieser Situation oder mache ich nichts.

Ich muss nicht; es gibt keinen Zwang. Das ist die Einladung, die jedes Kunstwerk ausspricht, nicht nur ein Film.

Bruno Jonas: Ich frage mich gerade, ob nicht diejenigen, die diesen Film auf solche Weise interpretieren, da nicht etwas hineindeuten, was im Kunstwerk gar nicht angelegt ist. Gibt es nicht noch andere Sichtweisen?

Josef Früchtl: Die gibt es sicher. Es wäre schrecklich, wenn ich vor einem Kunstwerk stünde und dieses nur eine einzige Interpretation zuließe; dann gäbe es keinen Unterschied mehr zwischen

der Physik und einem Kunstwerk. Die Physik demonstriert, wenn sie gut funktioniert, dass ich einer These folgen muss.

Es ist aber gerade eine der großartigen Seiten von Kunst, und da rechne ich Filme mit dazu, dass sie uns einladen, etwas aus dem zu machen, was man sieht. Man kann viel machen, aber nicht alles; nicht jede Interpretation geht durch. Denn es gibt einen Kontext, nämlich den ganzen Film. Der ganze Film behandelt das Thema des Sehens: Was sehen wir, wenn wir den Fokus noch größer stellen? Sehen wir dann endlich die Wahrheit? Nein. Das Foto wird vielmehr zur pointillistischen Malerei. Mit der rätselhaften Schlusszene lädt der Regisseur uns ein, produktiv selber etwas mit dem Film zu machen.

Bruno Jonas: Also alle, die den Film philosophisch betrachten, müssen dankbar sein, weil sie dort ihre erkenntnistheoretischen, manchmal sehr abstrakten Begriffe herunterbrechen können auf eine sinnliche, vorgespielte Szene, die erfahrbar, sogar nachspielbar ist, indem man so tut: Wir spielen jetzt Tennis.

Josef Früchtl: Ja, durchaus. Ich verstehe nicht so recht, warum meine Kolleginnen und Kollegen so wenig ins Kino gehen, oder wenn sie gehen, keine Philosophie im Film entdecken. Aber in 20 Jahren sieht die Sache vielleicht endlich anders aus. Ich bin da gedämpft optimistisch.

Bruno Jonas: Ein anderes Filmbeispiel zum „Begriff des Weltbilds der Moderne“ (um eine Kapitelüberschrift deines Buchs zu zitieren) ist ein Film von Woody Allen, den ich fantastisch finde: „The Purple Rose of Cairo“ von 1985.

Josef Früchtl: Den Film kennen wahrscheinlich viele. Mia Farrow spielt eine Hausfrau in den USA der 1930er Jahre während der wirtschaftlichen Depression. Sie verdient sich mühsam ihr Geld als Serviererin. Ihr Ehemann ist ein Nichtsnutz, der das Geld wieder verspielt. Also, sie führt ein recht trauriges Leben. Es gibt aber, dem Himmel und dem Glück sei Dank, das Kino. Einer ihrer Lieblingsfilme ist „The Purple Rose of Cairo“. Sie läuft drei-, vier-, fünfmal in diesen Film, und beim fünften Mal passiert etwas ganz Eigenartiges.



Die Leinwand schafft die absolute Trennung zwischen Zuschauer und Film, führte Professor Früchtl aus. Bei unserem Foto schiebt sich die Glaswand des Vortragssaals zwischen Linse und Diskutanten.

Die männliche Hauptfigur des Films im Film, der Held mit einem Tropenhelm, betritt die Szene, ein Zimmer in Manhattan, ganz erstaunt, so sagt er, dass er jetzt hier in Manhattan ist, während er vor kurzem noch als Abenteurer in einem ägyptischen Grab war. Diese Szene sehen wir mehrere Male, weil wir sie aus der Perspektive von Mia Farrow sehen, die in ihrem Kino sitzt.

Das meine ich mit „ontologischer Differenz“. Nur der Film erlaubt uns die Illusion, dass es eben doch möglich wäre, diese ontologische Differenz zu überbrücken. Woody Allen macht das filmisch ganz einfach; mit einem Schnitt gestaltet er den Übergang von Schwarz-Weiß (der Film im Film) zu Bunt (der Film mit Mia Farrow in der weiblichen Hauptrolle): Mit diesem Übergang, diesem Schnitt, ist die männliche Hauptperson des Films im Film zu einer weiteren Hauptperson in dem Film geworden, den wir im Kino sehen. Beide Filme heißen „The Purple Rose of Cairo“. Der Mann begrüßt Cecilia (Mia Farrow), sie verlassen den Kinosaal, und er ist endlich frei, nachdem er zweitausendmal die immer gleiche Rolle spielen musste. Die anderen, seine Mitspieler, können ihm nicht folgen. Da gibt es etwas wie eine Glaswand, die die Filmwelt von unserer Welt, der Welt der Zuschauer, trennt.

Übrigens gibt es auch einen anderen Film, der ist vielleicht unter jüngeren Leuten mehr bekannt, mit Arnold Schwarzenegger, „Last Action Hero“, in dem wir dasselbe gestaltet sehen: Ein Junge, der in seine filmische Lieblingsserie hineinhüpft, mit einem Zauber-

stab. Der Held dieser Lieblingsserie ist Schwarzenegger; am Ende geht dieser umgekehrt mit dem Jungen hinaus in die wirkliche Welt und muss sehr peinliche Erfahrungen machen, nämlich, dass es keinen Schnitt gibt, wenn auf ihn geschossen wird, und dass die Kugeln wirklich wehtun, wenn sie einen treffen.

Nur ein Film kann uns vorführen, dass ein Film absolut getrennt ist von den Zuschauern, und dass das eine Grundbedingung ist für das Funktionieren der spezifischen Relation zwischen dem Zuschauer und der Welt. Ich bin getrennt vom Geschehen auf der Leinwand, und die Trennung ist die Bedingung dafür, dass ich mich einfinden kann in das, was da in dieser Welt – auf der Leinwand – geschieht. Das gibt es nur im Kino. Und insofern reagiert aus philosophischer Sicht das Kino auf ganz alltägliche Weise auf ein Problem, mit dem sich die Philosophen seit 2500 Jahren, seit den antiken Skeptikern, herumplagen.

Bruno Jonas: Ich finde das Beispiel auch immer wieder faszinierend. Natürlich spielt Woody Allen mit unserer Erwartung, dass da keiner aus dem Film herauskommen kann. Wir wissen, wir können uns im Kinoraum sicher fühlen, und dann passiert es. Eine Figur aus dem Film verlässt die Szene und geht in den Zuschauerraum. Allen inszeniert das Unmögliche, und es wird durch das Kino möglich. Es ist natürlich eine Fiktion, ein Spiel. Aber über dieses Spiel macht er uns deutlich: Das geht gar nicht; was ich euch hier zeige, das ist nicht möglich. Im Film bleibt die Trennung für uns als Zuschauer trotzdem



Josef Früchtl: „Nur ein Film kann uns vorführen, dass ein Film absolut getrennt ist von den Zuschauern, und dass das eine Grundbedingung ist für das Funktionieren der spezifischen Relation zwischen dem Zuschauer und der Welt.“



Bruno Jonas: „Leider ist unsere Wahrnehmung mangelhaft. Doch der Glaube kann diese Mängel ausgleichen.“

bestehen. Und die Philosophen haben wiederum die Chance, das für ihren Bereich nutzbar zu machen.

Josef Früchtl: Einer der klugen Philosophen unserer Tradition, nämlich David Hume, hat in der Mitte des 18. Jahrhunderts – die Aufklärung ist in vollem Gange, nicht nur in Schottland, wo Hume lehrt, sondern vielleicht noch mehr in Paris – sehr genau nachgedacht über das Problem der Realität der Welt und der Beziehung zu den Dingen und kommt am Ende zur Einsicht: Wir werden das Problem des Skeptizismus theoretisch nicht lösen können, das Problem, ob es so etwas gibt wie Realität. Humorvoll weist er darauf hin, dass ich – selbst wenn ich den perfekten Beweis führen könnte darüber, dass die Welt nicht existiert – doch irgendwann aufstehen, mein Studierzimmer verlassen, um die Ecke ins Wirtshaus gehen und einen richtigen Braten essen werde, weil ich Hunger habe.

Bruno Jonas: So weit sind wir noch nicht, es dauert noch a bisserl!

Josef Früchtl: Das meine ich mit praktischer Lösung. In gewisser Weise lösen wir das Problem unter anderem in einer Relation, wie es uns das Kino möglich macht. Das war für Hume noch nicht möglich, aber für uns sehr wohl.

Bruno Jonas: Ich würde gerne noch einmal auf die These kommen: Vertrauen in die Welt. Ein Freund von mir hat, als er erfuhr, dass wir beide diesen

Abend zusammen machen, sofort gefragt: wieso Vertrauen in die Welt, was ist eigentlich mit dem Horrorfilm? Also: Wie kann der Horrorfilm Vertrauen in die Welt geben, denn der ist ja eher einer, der „scary“ ist und Angst macht. Dieses panische Erlebnis findet in „The Purple Rose of Cairo“ bei der Frau, die Mia Farrow spielt, statt – sie fällt in Ohnmacht.

Josef Früchtl: Wir fallen vielleicht nicht in Ohnmacht, aber wir erschrecken schon auch, wenn wir im 3D-Kino sitzen, und der Speer fliegt aus der Leinwand in unsere Richtung. Ich möchte den Zuschauer sehen, der nicht in Deckung geht! Das Kino arbeitet ja bewusst mit solchen Effekten. In meiner Sprechweise: mit dem Effekt, die ontologische Differenz zu durchbrechen. Das Kino hat diesen ganz besonderen Ausgangspunkt, und deswegen muss man als Filmmacher auch ganz besondere Techniken einsetzen, um zum Zuschauer die Brücke zu schlagen. Das können wir aber nur mental. Der gute Regisseur zapft unser Gehirn durch visuelle – allerdings nicht nur visuelle – Effekte an. Auch der Ton spielt dabei eine enorme Rolle. Schalten Sie einfach den Ton aus bei einem Horrorfilm: Sie werden bemerken, wie langweilig der mit einem Male ist. Das Kino arbeitet ja schon lange mit dem geschickten Einsatz des Dolby Surround Systems, das unseren Sitz zu brummen anfangen lässt, als wäre man in einem Rock'n'Roll-Konzert.

Das Kino hat diese besondere Ausgangssituation. Wir können die Barriere zwischen der Zuschauerwelt, der Raum-Zeit-Welt, in der wir leben und uns körperlich bewegen, und der Filmwelt (dem Geschehen auf der Leinwand) überspringen. Die Welt, die wir auf der zweidimensionalen Fläche der Leinwand wahrnehmen, ist eine Welt, die uns zwar bekannt ist aufgrund dessen, was sie dar-



Josef Früchtl und Bruno Jonas hatten nach dem Reden noch gut zu tun – signieren, signieren, signieren...



Der Autor und Journalist Prof. Dr. Tilman Steiner mit Bruno Jonas.

stellt: Sieht aus wie München, New York oder eine Wüste; ich selbst war zwar noch nie in einer Wüste, aber ich weiß doch aus Fotos und Dokumentarfilmen, wie eine aussieht. Insofern kann ich ohne Mühe dem folgen, was auf der Leinwand geschieht. Ich bin getrennt davon, nicht Teil dieser Welt, und dennoch schafft ja gerade der Film es, mich zum Teil dieser Welt zu machen.

Du würdest jetzt wieder sagen, das können die Literatur, das Theater auch. Ich stimme dir bei, füge aber hinzu, dass Literatur und Theater andere Ausgangsbedingungen haben. Nur der Film hat die Ausgangsbedingung, die die Philosophen so kirre macht, nämlich dass es eine Barriere gibt zwischen mir und den anderen, dem gesamten Rest der Welt.

Man darf einfach nicht vergessen, dass René Descartes vor mehr als 300 Jahren, als der Dreißigjährige Krieg in Europa tobt, auf die Idee kommt – weil ihm diese ganze Philosophie des Mittelalters so auf den Geist geht –, noch einmal ganz von vorne anzufangen. Und was ist das Resultat? Die Welt besteht aus zwei Substanzen: die „res cogitans“ und die „res extensa“, das Ich und der Rest. Nur ein Philosoph kann auf eine solche (einfache und doch kräftige) Idee kommen.

Aber der Effekt dieser cartesianischen Revolution war enorm. Hier sind wir mit unserem Beobachtungsinstrumentarium, und dort ist die Welt. Die ist von uns getrennt, und wir werden sie jetzt sezieren und objektivieren im doppelten Sinn des Wortes. Wir machen sie zu Objekten und machen sie dadurch zu etwas Wahrheitsfähigem: empirische Resultate, Kausalitätsgesetze und, und, und. Das kennzeichnet uns seit mindestens 350 Jahren. Das heißt aber nichts anderes als: Es gibt eine Kluft zwischen mir, dem Subjekt, das die Welt wahrnimmt, und dem Rest. Diese Kluft haben wir kulturell verinnerlicht.

Das geht zurück bis auf Platon. Die abendländische Weltvertrauensvernichtung, so möchte ich sagen, ist gut ausgebildet. Denn sie besteht darin, dass man uns sagt, es gibt die eine Welt, und eine andere. Die eine, kann man dann wertend hinzufügen, ist nicht so wichtig, die andere ist wichtiger. Bei Platon ist die wahre Welt die Welt der Ideen, der Begriffe. Das Christentum, jedenfalls in einer bestimmten Auslegung, bereitet uns darauf vor, das irdische Leben als einen Durchgang zu einem höheren, dem eigentlichen Leben zu begreifen. Und Descartes sagt uns in dieser Tradition, es gibt zwei Welten, und dreht nur die Wertung

um – das Entscheidende ist das Subjekt, und der Rest ist Objektivität.

Der Effekt ist immer derselbe: Trennung der Welten, keine Brücken, Isolierung des Subjekts vom Rest der Welt. Im Grunde eine große Heimatlosigkeit. Das ist ein Begriff, den Hannah Arendt gern verwendet hat. Es ist das existenzielle Gefühl, dass wir nicht mehr zuhause sind in dem, was uns umgibt, weil wir seit Jahrhunderten verlernt haben, einen Zugang zur Welt zu haben, der nicht durch Trennung funktioniert. Und der Film ist nun – der Speer, der die Wunde schlug – ein Medium, das uns durch die radikale Trennung ermöglicht, die Einheit wiederherzustellen. Denn ein Film funktioniert ja nur, wenn er mich wirklich mental (denkend, vorstellend und fühlend) hineinzieht. Gleichzeitig weiß ich, dass ich draußen nicht Teil dieser Film-Welt bin.

Bruno Jonas: Jetzt kommen wir zu unserem letzten Filmbeispiel. „All You Need Is Love“ ist das Kapitel in deinem Buch überschrieben, und du nimmst Bezug auf Stanley Cavell, den amerikanischen Philosophen, den ich bisher gar nicht wahrgenommen hatte. Du bringst ein Zitat, ich darf das kurz vorlesen: „Im Angesicht des Zweifels zu leben, die Augen glücklich geschlossen, hieße, sich in die Welt zu verlieben. Denn sollte es eine berechnete Blindheit geben, dann besitzt nur die Liebe sie.“

Und jetzt, auf den Film bezogen: „Moonstruck“ von 1987, von Norman Jewison, mit Cher und Nicolas Cage. Was bedeutet das für das „Vertrauen in die Welt“? Das heißt, ich muss mich notfalls, wenn ich verliebt bin, blind auf den anderen und seine Welt einlassen, auf die Welt überhaupt? Wenn ich diese Blindheit nicht aufbringen kann, bleibe ich noch weiter draußen als ich ohnehin schon bin?

Josef Früchtl: Du wirst aber nie den Zweifel los, dass du dich irren könntest. „Im Angesicht des Zweifels, die Augen glücklich geschlossen, hieße, sich in die Welt zu verlieben.“ Hätten wir vollständige Informationen über eine Person, dann brauchten wir nicht zu vertrauen. Ich betone das, weil Vertrauen eine positive Einstellung zu anderen oder zum Leben insgesamt ist. Aber diese ist nicht frei von einer untergründigen Schicht des Zweifels. Ohne Zweifel kein Vertrauen.

Bruno Jonas: Der Film „Moonstruck“ ist eine Liebeskomödie aus den 1980er Jahren. Den Ronnie spielt Nicholas Cage, und Loretta spielt Cher: eine schwarze romantische wilde Liebeserklärung. Um sie zu bewegen, wieder mit ihm ins Bett zu gehen und letztlich ihn und nicht seinen Bruder zu heiraten findet er überzeugende Worte und Sätze: Ich lese die entscheidenden Passagen mal vor: „Love doesn't make things nice. It ruins everything. It breaks your heart. It makes things a mess. You aren't here to make things perfect. Snowflakes are perfect, the stars are perfect, not us. We are here to ruin ourselves and to break our hearts and love the wrong people and die.“

Josef Früchtl: Wie in „Cinema Paradiso“. Der Film sagt uns, dass Film „bullshit“ ist. Hollywood erzählt uns immer die gleichen Geschichten. Es sind Liebesgeschichten, und wir wissen, dass sie gut ausgehen, und am Ende ist es so wie in den Grimm'schen Märchen, nämlich dass sie glücklich leben bis an ihr Lebensende. Es ist Kitsch bis zum Anschlag, kann man sagen, und dennoch wirkt es, und ich sitze da und denke mir: Verdammte, ist wirklich großartig gemacht, es berührt mich. Obwohl ich als Analytiker genau durchschaue, was da abläuft.

Bruno Jonas: Das geht mir auch so. Es gibt ein paar Filmszenen, beispielsweise im „Sissy“-Film Nr. 3, wenn die in Venedig ankommen, und Romy Schneider als Kaiserin von Österreich über den roten Teppich auf ihr Kind zuläuft. Vorher haben sich die Italiener alle abgewandt, die Fensterläden sind zu, und dann schreit eine Mutter, weil die Kaiserin plötzlich als Mutter wahrgenommen wird, die ihr Kind in die Arme schließt: „La mamma!“ Und alle flennen. Da muss ich auch weinen; es ist immer wieder so, wenn ich den Film sehe. Der Film ruft Emotionen hervor, die man dann nicht mehr kontrollieren kann. Es passiert einfach. Dagegen bin ich machtlos. Bei „Ich denke oft an Piroschka“ sind mir auch die Tränen gekommen, wenn die Pulver zu Andi sagt: „Du musst mir Piri sagen.“

Heute Abend habe ich sehr viel gelernt. Ich hoffe, Sie haben auch einigermaßen Spaß mit uns gehabt. Und tja, schön, dass wir darüber geredet haben. □

Presse

KNA

3. Juni 2016 – Banker, Politiker, Journalisten, sogar Pfarrer sind nach Skandalen um ihr einst positives Image gebracht. Wem kann ich denn heute überhaupt noch vertrauen? Dieser Frage spürten am Donnerstagabend in München der Kabarettist Bruno Jonas und der Philosoph Josef Früchtl, Professor an der Universität Amsterdam, in der Katholischen Akademie in Bayern nach. Bei ihren tieferschürfenden Betrachtungen über das Sein stand ihnen der Film als Hilfe zur Seite. (...)

„Der Film stellt eine Einheit her, wenn ich mitgehe“, sagt Früchtl. Und wie ist das jetzt mit dem Vertrauen? Da kann die US-Komödie „Mondsüchtig“ weiterhelfen, wenn Nicolas Cage mit blumigen Worten der verunsicherten Cher seine Liebeserklärung macht. Auch in der Liebe gelte: „Du wirst nie den Zweifel los, dass Du dich irren könntest“, so der Philosoph. Um überhaupt etwas zu erleben, braucht es eben das Vertrauen.

Barbara Just

Münchner Kirchenzeitung

12. Juni 2016 – „Ich komm mir vor, als würde ich gleich die Epistel vortragen“, sagt Bruno Jonas beim Mikrofon-Test vor seinem Gesprächsabend in der Katholischen Akademie in München. Der Vergleich mit dem Vortrag liturgischer Texte beim Gottesdienst kommt nicht von ungefähr: „Ich wurde hineingeboren in eine tief katholische, in eine gläubige Welt“ (...). Aber als Bruno Jonas dann mit 14, 15, 16 Jahren „das Denken angefangen“ habe, habe er immer öfter rebelliert und den Glauben in Frage gestellt. Das habe auch in die damalige Zeit – die 60er Jahre – gepasst. So habe er sich immer mehr von der katholischen Glaubenspraxis entfernt. Die Anklage wegen Religionsbeschimpfung nach der Premiere seines ersten Kabarett-Programms „Die Himmelskonferenz“, das er gemeinsam mit Sigi Zimmerschmied im Passauer Scharfrichterhaus aufgeführt hatte, vergrößerte die Distanz zur Kirche weiter. (...) Dennoch geht Bruno Jonas ab und zu in Kirchengebäude: „Kirchen können Räume der Ruhe sein. Ich setz mich da rein und schau dann auch die Bilder an, schau in die Höhe vor allen Dingen.“

Karin Hammermaier



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (2.v.li.) moderierte das Gespräch zwischen dem Jesuitenpater Peter Balleis SJ (re.), Director of Advancement and

Development beim „Jesuit Commons – Higher Education at the Margins“, der Programmmanagerin bei der „Europäischen Digitalen Agenda“ der Berliner

„Stiftung Neue Verantwortung“, Julia Manske, sowie Ludwig Prinz von Bayern

Afrika geht online

Digitalisierung als Chance für die Entwicklungspolitik

„Wir“ sind schon lange online – aber auch in den so genannten Entwicklungsländern in Afrika, Asien und Lateinamerika ist die Digitalisierung auf dem Vormarsch. Das bietet einerseits das Potential, die Entwicklung zu beschleunigen, weil damit der Zugang zu Bildung und Information erschlossen ist. Andererseits geht mit der Digitalisierung auch die Gefahr einher, dass sich internationale Großkonzerne auf die Länder stürzen.

Zu diesem spannungsreichen Thema hatte die Katholische Akademie Bayern am Abend des 9. Juni 2016 zu einem Podiumsgespräch unter dem Titel „Afrika geht

online: Digitalisierung als Chance für die Entwicklungspolitik“ geladen. Akademiedirektor Dr. Florian Schuller moderierte das Gespräch zwischen dem Jesuitenpater Peter Balleis, Director of Advancement and Development beim „Jesuit Commons – Higher Education at the Margins“, der Programmmanagerin bei der „Europäischen Digitalen Agenda“ der Berliner „Stiftung Neue Verantwortung“, Julia Manske, sowie Ludwig Prinz von Bayern, der Menschen in Kenia mit zwei Internet-Projekten berufliche Perspektiven eröffnet.

Florian Schuller: Pater Balleis, Sie sind in einem kleinen Bauerndorf in der Nähe von Augsburg geboren. Die Priesterweihe war dann aber in Harare, der Hauptstadt von Simbabwe. Wie kam es, dass sich Ihr Leben von Augsburg in Richtung Harare entwickelt hat?

P. Peter Balleis: 1976, kurz vor dem Abitur, hatte ich Gelegenheit, mit einem Benediktinerpater von St. Ottilien im Westen von Kenia einen Missionar zu besuchen. Da ist die Welt in meinem Kopf explodiert. Die kulturelle Verschiedenheit, auch die Armut, haben viele Fragen angestoßen, die dann den Prozess einer Berufung vorangetrieben haben. Schließlich bin ich in den Jesuitenorden eingetreten, um in die Mission zu gehen. So kam ich 1984 nach Simbabwe.

Florian Schuller: Und warum nicht zu den Benediktinern, nach St. Ottilien?

P. Peter Balleis: Vielleicht bin ich doch nicht so der Mensch für einen stabilen Ort, sondern brauche einen größeren Rahmen.

Florian Schuller: Frau Manske, Sie waren drei Jahre bei Vodafone, sind Mitglied mehrerer Institutionen, unter anderem auch bei einer, die ich bisher nicht kannte, „Think Tank 30“: Auf der Homepage findet man lauter junge Leute, alles „Digital Natives“. Sie haben hier in München an der LMU studiert,

und in Mexiko Stadt. Wenn Sie die Kommilitoninnen und Kommilitonen von München und von Mexiko Stadt vergleichen, welche Ähnlichkeiten, welche Unterschiede haben Sie da vor Augen?

Julia Manske: Den großen Unterschied macht die Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit. Das hat mich immer sehr bewegt. Auch der „Think Tank 30“ ist eine junge Organisation des „Club of Rome Deutschland“, die sich den Fragen von sozialer Nachhaltigkeit widmet. Um auf Mexiko einzugehen: Es ist ein Land mit unglaublichen Ungleichheiten, die es sehr schwierig machen, soziale Mobilität zu fördern. Meine Hoffnung ist, und so bin ich auch zum Digitalisierungsthema gekommen, dass gerade im lateinamerikanischen Raum die Digitalisierung im besten Fall dazu beiträgt, mehr Chancen zu schaffen.

Florian Schuller: Deshalb noch einmal die Rückfrage: Die Studierenden in München und Mexiko Stadt, unterscheiden die sich fundamental? Oder haben sie eine ähnliche optimistische oder pessimistische Wahrnehmung der Wirklichkeit?

Julia Manske: Ich habe in Mexiko an der UNAM, der Nationalen Autonomen Universität von Mexiko, studiert. Die UNAM ist eine öffentliche Universität, die sich stark von den privaten Universitäten im lateinamerikanischen Raum

unterscheidet. Dort gab es starke Impulse, politisch etwas bewegen zu wollen, sich auch gegen das System zu wehren oder die Korruption zu bekämpfen. Das sind Themen, mit denen sich ein Münchner Student normalerweise nicht auseinandersetzen muss. Aber generell ist meine Generation eine Generation, bei der es sehr viel Harmonisierung gibt. Die Leute hören ähnliche Musik, bekommen durch die sozialen Medien eine sehr ähnliche Vorstellung von der Welt.

Florian Schuller: Prinz Ludwig, wenn man an das Haus Wittelsbach denkt, denkt man an großes Engagement für Kunst oder an die Liebe zu Griechenland. Aber Wittelsbach und Afrika, wie geht das zusammen? Einer Ihrer Onkel ist Missionsbenediktiner von St. Ottilien und leitet eine riesige Pfarrei im Norden Kenias. Gibt es doch so etwas wie ein Afrika-Gen im Hause Wittelsbach?

Prinz Ludwig: Wenn, dann ist es ein schlummerndes Gen; denn sehr viele machen immer wieder die Erfahrung, und ich bin da sicher nicht der Einzige: Wer einmal diesen Kontinent betreten hat, kann leicht daran kleben bleiben. So war es ganz sicher bei meinem Onkel Pater Florian, der dort sein ganzes Leben verbracht hat und nun seit über 20 Jahren mit einem richtigen Noma-Stamm zusammenlebt.

Bei mir war es so, dass ich erst über kleine Reisen für den Hilfsverein

Nymphenburg, eine gemeinnützige Organisation, die meine Familie ins Leben gerufen hat, immer öfter nach Kenia gefahren bin. Ich habe dann gemerkt, dass ich in diesen abgeschiedenen Regionen, in denen es fast keine Chancen gibt, wirklich viel erreichen kann. Das in Kombination mit der Liebe zum Kontinent Afrika hat mich dazu gebracht, für zumindest eine Lebensphase dort sehr intensiv zu sein.

Florian Schuller: Wir wollen uns drei Themenblöcke vornehmen. Erster Block: Wie ist die Situation der Digitalisierung, welche Chancen gibt es, welche Gefahren? Dann die beiden Projekte von Ihnen, Pater Balleis und Prinz Ludwig vorstellen, und in einem dritten Bereich, die Konsequenzen für Politik bei uns und weltweit überlegen.

I.

Florian Schuller: Wie ist die Situation von Digitalisierung der Länder in Entwicklung, gibt es Ungleichzeitigkeiten, kann man irgendwelche Trends festmachen? Sie sind in der entsprechenden Forschung ziemlich weit, Frau Manske.

Julia Manske: Wir erinnern uns alle noch gut an den „Arabischen Frühling“. Damals gab es viel Euphorie, weil die Aufstände vor allem über soziale Medien organisiert wurden, und es gab die große Hoffnung, dass mit diesen Technologien auch große Fortschritte im

Entwicklungskontext erreicht werden können. Ernüchterung ist eingetreten, vielleicht auch einfach mehr Realismus. Wir haben verstanden, dass Technologie bestehende Systeme befördern und behindern kann, genauso wie jedes andere Instrument auch.

Mit der Digitalisierung tun sich viele Chancen auf im Bildungsbereich, in der Landwirtschaft, bei der Verbesserung von Regierungssystemen mit einem sogenannten „E-Government“. Gleichzeitig ergibt sich aber auch eine Vielzahl von Risiken, und die Chancen werden teilweise schon wieder durch die Risiken minimiert; denn von den Vorteilen der Digitalisierung profitieren unterschiedliche Akteure, und die Verteilung ist sehr ungleich. Nicht nur kontinentale Unterschiede, auch die Verteilung zwischen Mann und Frau, das Alter spielt eine große Rolle. Dann besonders die Diskrepanz zwischen Stadt und Land. Wer zum Beispiel Nairobi kennt und dann eine Stunde hinausfährt, wird sehen, dass Digitalisierung in 40 Kilometer Entfernung doch noch einmal anders aussieht. Nach dem jüngsten Weltbankbericht von Anfang des Jahres haben 60 Prozent der Weltbevölkerung immer noch keinen Zugang zum Internet.

Julia Manske: Gleichzeitig sehen wir, dass im Moment vor allem immer noch die Eliten von der Digitalisierung profitieren, die sowieso einen guten Bildungsstand haben.

Was heißt es überhaupt, Zugang zum Internet zu haben? Zum Beispiel unser Zugang zum Internet über Desktop, der findet in den meisten Ländern so nicht statt. Häufig gibt es ausschließlich den Zugang über Telefon. Das muss nicht schlecht sein, hat aber zur Folge, dass Dienstleistungen oder Angebote angepasst werden müssen. Das Andere ist, dass die Digitalisierung ganz neue Kompetenzen erfordert und eine neue Her-

ausforderung für den Arbeitsmarkt darstellt. Gleichzeitig sehen wir, dass im Moment vor allem immer noch die Eliten von der Digitalisierung profitieren, die sowieso einen guten Bildungsstand haben.

Aber letztlich birgt jede neue Dienstleistung große Chancen, gerade im Bereich der IT-Systeme. Umgekehrt können es gerade digitale Technologien im Zweifelsfall auch erleichtern, dass undemokratische Staaten zusätzliche Macht über ihre Bürger ausüben.

Florian Schuller: Manchmal wird ja von Kenia als dem „Silicon Savannah“ gesprochen. Wie schaut es dort wirklich aus mit der Digitalisierung?

Prinz Ludwig: „Silicon Savannah“ – ich weiß nicht, ob wir wirklich so weit sind. Tatsächlich entwickelt sich gerade Nairobi zu so etwas wie einem Schwerpunkt für junge IT-Unternehmen in Ostafrika. Google zum Beispiel unterstützt dort kleine Inkubatoren. In vielen Zentren kann man sich treffen und austauschen zu digitalen Themen. Und es gibt eine Reihe von Firmen, die für den lokalen Markt alle möglichen digitalen Dienstleistungen anbieten. Recht neu haben jetzt die ersten Firmen angefangen, Dienstleistungen nach Kenia out-sourcen. Es gibt zum Beispiel ein Unternehmen, das sich „Samasource“ nennt; ein anderes nennt sich DDD, „Digital Divide Data“, wo es darum geht, ganz einfache Tätigkeiten, statt sie an billige Arbeitskräfte in Indien zu geben, an solche in Afrika zu vermitteln. Aber insgesamt hat das Ganze noch keine allzu großen Zahlen und große Wirtschaftskraft erreicht.

Florian Schuller: Andererseits gibt es ja da dieses hochinteressante Bezahlungssystem, viel weiter entwickelt als bei uns.

Prinz Ludwig: Ja, dass Menschen in ihrem alltäglichen Leben die digitale Welt nutzen, ist sehr stark ausgeprägt, und zwar nicht nur in Nairobi, sondern in ganz Kenia. Erstaunlicherweise auch in Regionen, die vollkommen unterentwickelt sind, wo es keine Straßen gibt, wo die Leute teilweise noch nicht einmal einen Fernseher gesehen haben, selbst dort gibt es großflächig 3G-Empfang, also mobiles Internet. Es wird immer mal wieder gemunkelt, dass teilweise in der Wüste Ostafrikas der mobile Internetausbau besser sei als in Bayern.

Florian Schuller: Und wie funktioniert diese Finanzierungsmöglichkeit?

Prinz Ludwig: Überall wo es Netzempfang gibt, haben fast alle Leute ein Telefon. Nicht immer ein Smartphone, aber zumindest ein Telefon. Sehr verbreitet sind die alten Nokia-Handys –

Florian Schuller: – die Knochen!?

Prinz Ludwig: Genau, das sind tolle Dinger, die Batterie hält drei Wochen lang, ohne dass man nachladen muss, und Sie können telefonieren oder SMS schreiben. In Kenia wurde nun ein System entwickelt, durch das man über SMS ein vollständiges Banking-System hat. Das Ganze nennt sich „m-Pesa“ und wird unglaublich gut angenommen. Kein Mensch hat dort ein Bankkonto, aber jeder hat einen „m-Pesa-account“, das heißt, er hat sein Geld im Mobiltelefon. Man findet dann tatsächlich irgendwo im Norden Kenias zwei Nomaden, die ein Kamel oder eine Ziege verkaufen. Die ziehen beide ihr Handy und bezahlen dann mit „m-Pesa“ das Kamel. Der eine schickt einen Code, und der andere kriegt eine SMS, dass das Geld angekommen ist; damit ist das Kamel verkauft.

Infokasten

Die anderthalbstündige Diskussion wurde für den Bildungskanal ARD-alpha des Bayerischen Fernsehens aufgezeichnet und ist jetzt in der Mediathek des Bayerischen Rundfunks unter folgendem Link abrufbar: <http://www.br.de/mediathek/video/sendungen/denkzeit/afrika-geht-online>

Das Bildungsprojekt der Jesuiten, das P. Peter Balleis vorstellte und dessen Generalsekretär er ist, firmiert seit 1. September 2016 als „Jesuit Worldwide Learning“ und hat seinen Sitz in Genf, sein Europabüro in der Hochschule für Philosophie in München. Informationen unter www.jwl.org

Unter www.startuplions.org findet sich viel Wissenswertes zu den Projekten von Prinz Ludwig.

Den Arbeitsbereich von Julia Manske kann man kennenlernen, wenn man auf die Homepage der „Stiftung Neue Verantwortung“ geht: www.stiftung-nv.de

P. Peter Balleis: Man spricht ja vom digitalen Graben, und der ist besorgniserregend. Ich kenne eine Karte zur Verkabelung Afrikas, da gehen die Kabel um Afrika herum und an den Küstenträgern hinein, aber es gibt Bereiche in Afrika, da findet man kein einziges Kabel. Das war eine unserer Herausforderungen, auch in Kenia: Wie bringen wir das Internet in ein Flüchtlingslager 600 Kilometer nördlich von Nairobi? Mit safari.com über Radio-Transmitter ist es uns dann gelungen.

Prinz Ludwig: Das Problem löst sich momentan rapide. Sie haben gerade über das Flüchtlingslager Karkuma gesprochen. Dort braucht man jetzt nicht mehr eine Richtantenne; es gibt inzwischen ganz normalen 3G-Empfang. Und jede Woche gibt es eine weitere Antenne, ein weiterer riesiger Block auf dem Gelände hat dann eben auch Internet. Es kommt schnell in Gegenden, für die man sich nicht vorstellen kann, dass sich das lohnt. Aber es lohnt sich; es sind keine NGOs, sondern Wirtschaftsunternehmen, die Sendemasten aufstellen.

Florian Schuller: Wer bezahlt das, und wie funktioniert das wirtschaftlich?

Prinz Ludwig: Es rechnet sich. Es leben einfach viele Menschen in diesen Gegenden, und das Handy, in manchen Fällen ein Smartphone, ist das einzige Medium, das diese Menschen verwenden. Alle diese kleinen Anrufe, auch wenn es nur winzige Beträge sind, addieren sich so, dass es wirtschaftlich lohnend ist, Sendemasten hinzustellen. Manchmal auch nur, um der Platzhirsche zu sein, um als Unternehmen die beste Abdeckung zu haben, weil man weiß, dass es sich dann in fünf Jahren lohnt.

P. Peter Balleis: Das stimmt. Aber in Ländern wie Zentralafrika, Ost-Tschad gibt es kein Internet, oder es ist sehr schwierig, Zugang zu bekommen.

Florian Schuller: Wie sieht es dann in Asien aus?

P. Peter Balleis: Viele der Technologien werden ja in Asien entwickelt. Ich kann aber nur von den Ländern reden, in denen wir arbeiten, in Afghanistan, in Herat und in Bamiyan. Unser Interesse ist dort, das Internet zu benutzen, um Bildungsprojekte voranzutreiben.

Julia Manske: Der Unterschied besteht zwischen einem Zugang zur Mobilfunktechnologie einerseits und andererseits zum Internet, und dann je nachdem noch einmal, welche Geschwindigkeit man beim Internet hat. Ein Land wie Äthiopien, das flächendeckend Mobilfunktechnologie bietet, hat aber nur zwei Prozent Zugang zum Internet. Das muss nicht unbedingt schlecht sein, weil man sich auch über Mobilfunktechnolo-

gie Dienstleistungen anbieten lassen kann, aber natürlich bleibt es eine Einschränkung. Man muss schon fragen, welche Länder überhaupt langfristig mitgenommen werden können. Und als letzter Punkt: In vielen Ländern gibt es vielleicht Zugang zum Internet, der ist aber so unglaublich teuer, dass ihn sich die meisten noch nicht leisten können.

Florian Schuller: Gibt es also Gefahren einer Monopolisierung?

Prinz Ludwig: Der Hinweis war richtig. Die Kosten beim Internet sind in Afrika an „bundles“ festzumachen, die kosten Geld. Das eine ist, Zugang zum Internet zu haben, der für ein Zahlungssystem ausreicht, oder eine E-Mail zu schreiben, aber dann fehlt häufig eben der Zugang zu komplexen Inhalten oder Lernmaterialien; Lernvideos sind datenintensiv. Während hier in Deutschland jeder eine Flatrate hat, sind Flatrates dort eher unüblich und zu teuer, man zahlt etwa ein Cent für ein Megabyte. Wenn man ein Grundeinkommen von weniger als ein Dollar hat, wie viele Leute dort, kann man sich eben nicht sehr viele Megabyte leisten. Gerade, wenn wir über Lernen durch Internet reden, brauchen wir aber Videos.

Es gibt allerdings innovative Lösungen. Zum Beispiel öffnet in Nairobi eine meiner Partnerorganisationen gerade ein System, das für den gesamten Slum Lerninhalte über lokale Server anbietet. Das ist quasi ein riesiges Wi-Fi-Netz, auf dem unglaublich viele Lernvideos, Lernquizze, Lernprogramme verfügbar sind, und in das sich jeder über ein Wi-Fi mit seinem Smartphone, wenn er eines hat, einloggen kann. Und dann gibt es international noch einige größere Initiativen. Facebook hat gerade etwas gestartet, auch für Lerninhalte.

II.

Florian Schuller: Damit kommen wir zu unserem nächsten Themenbereich: E-Learning. Pater Balleis, wie funktioniert denn Ihre Online-Universität für Flüchtlinge?

P. Peter Balleis: Der Begriff „Online-Universität“ stimmt nicht ganz. Das ist nämlich eine Zusammenarbeit von Universitäten, die via online Lerninhalte und höhere Bildung anbieten, also die Universität dorthin bringen, wo die Leute sind, an den Rändern – „marginalized“, „at the margin“, so ist der Untertitel – und auch zu Bevölkerungen, die keinen Zugang haben zu Internet und Computer. Deshalb richten wir im Flüchtlingslager Karkuma, in Saleka, in Afghanistan, an verschiedenen Plätzen Lernzentren ein, Computerlabors, in denen die Leute studieren können ...

Florian Schuller: ... und real beieinander sind?!

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 46

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walsert
Mitarbeiter: Simon Berninger
Fotos: Akademie

Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355 000, BLZ 750 903 00
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.

Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.





Julia Manske: „Mit der Digitalisierung tun sich viele Chancen auf im Bildungsbereich, in der Landwirtschaft, bei der Verbesserung von Regierungssystemen mit einem sogenannten E-Government“.

P. Pater Balleis: Man weiß, die universitäre Landschaft wird sich rapide verändern, das wissen auch die Universitätsdirektoren. Man dachte vor zwei, drei Jahren, die großen MOOCs, die Massive Open Online Courses, führten zu einer Revolution. Die Realität ist aber, dass 90 Prozent der Teilnehmer diese Kurse nie fertigmachen. Erstens ist es nicht so stimulierend, allein mit einem Computer zu studieren, im eigenen Wohnzimmer, sondern es geschieht einfach mehr, wenn Köpfe zusammen sind, also ein Stück des alten, klassischen Modells. Zweitens bekommen die dafür auch gar keinen Abschlussnachweis, es sei denn, die zahlen Harvard oder dem MIT einen Haufen Geld dafür; und Arme haben kein Geld.

Unser Modell verleiht den Abschluss einer amerikanischen Universität, der Regis University in Denver/Colorado, eröffnet den Zugang zum Internet und schafft eine „learning community“ auch im virtuellen Klassenzimmer, eine weltweite Gemeinschaft von Lernenden. Wir stellen die Klassen so zusammen, dass Leute im Flüchtlingslager in Karkuma, Kongolesen mit Afghanen, mit Syrern in Amman, und Leuten in Myanmar zusammen lernen, sich mit demselben Lerninhalt auseinandersetzen. Die Vision ist, eine globale Kommunität zu schaffen, in der Menschen zusammen denken; denn jeder kann auch etwas beitragen. Da geht es nicht darum, einen Lerninhalt herunterzuladen, sondern darum, zusammen zu lernen und zu denken. Darum ist unser Grundstudium „Liberal Arts“ ein geisteswissenschaftlicher Kurs, an dessen Ende die Leute ein Diplom bekommen, und dann können sie in andere Studiengänge wechseln. Im Grunde ist es ein gemischtes Modell: das Beste vom alten Modell und mit neuer Technologie, um eine globale Gemeinschaft von Lernenden zu schaffen.

Prinz Ludwig: Ein paar Kommentare dazu. Einmal: ganz wichtig, dass die Leute nicht isoliert vor ihrem Computer

sitzen, denn dann machen sie Facebook und ähnliches, surfen ein bisschen auf Youtube, wenn sie die „bundles“ haben, werden aber nicht regelmäßig und zuverlässig einen Kurs absolvieren. Wenn man Menschen dagegen mit einem Ziel zusammenbringt, passiert plötzlich wahnsinnig viel. Ob es immer gleich ein Universitätsabschluss sein muss, da habe ich persönlich Zweifel. Ich habe in Kenia sehr viele Leute aus der IT-Branche interviewt und festgestellt, dass deren Abschlüsse nicht das Papier wert sind, auf dem sie gedruckt waren. Es ist nach wie vor ein korruptes Land; man kann sich einen Abschluss auch kaufen. Die fähigen Leute haben aber meistens nicht das Geld, die Gebühren zu bezahlen, um die Ausbildung bis zum Ende zu führen.

Entscheidender ist, was die Leute tatsächlich können. Gerade die digitale Welt ist eine sehr kreative Welt und viel weniger theoretisch, als sich das viele vorstellen. Sie liegt näher am Handwerk als an der Wissenschaft. Man muss wegkommen davon, zu viele Abschlüsse zu sammeln, und mehr dahin, wie ich die digitale Welt nützen kann, um ein Einkommen zu verdienen. Oft ist es sogar eine Gefahr, dass die Leute einen Abschluss nach dem anderen anstreben, aber nie anfangen, das Ganze umzusetzen. Es gibt wenige Arbeitsplätze, deswegen machen viel zu wenige Leute Praktika, oder werden eingestellt nach ihrem Abschluss. Dann verkümmert dieses Halbwissen, das sie mit dem Abschluss erworben haben.

P. Peter Balleis: Vielleicht muss ich noch ein bisschen besser erklären, worum es uns geht. Wir haben Flüchtlinge, die konnten ihre Ausbildung nicht beenden. Weniger als ein Prozent haben Zugang zu einem Universitätsstudium. Und dass man denen einen ersten Schritt ermöglicht, ist schon wichtig. Wir machen „skill trainings“, auch nach dem Bologna-System, und bieten Englisch-Kurse an. Uns ist klar, dass die Leute mehr brauchen. Aber: Wenn sich

nicht das Denken in manchen Kulturen und Ländern ändert, wenn nicht neue Führungskräfte herabgebildet werden, dann kann man so viele Jobs schaffen, wie man will, die werden nie angewandt werden, weil die Rahmenbedingungen so schlecht sind, dass nichts funktioniert, und weil die Korruption immer wieder alles kaputt macht.

Es geht uns schon darum, durch Geisteswissenschaft Menschen zum Denken auszubilden. Ich komme eben von Kurdistan zurück und habe das auch dem dortigen Ministerium für höhere Bildung erklärt. Einige haben mir gesagt, genau das brauchen wir, Leute auszubilden, die eigenständig denken. Denn es gibt Kulturen, da ist vom Kindergarten bis zur Universität das Auswendiglernen Hauptkriterium der Bildung, und nicht das eigenständige, kritische Denken. Und in manchen Kulturen und Situationen ist genau das wichtig. Wir wollen Menschen anregen, die die Katastrophe einer falschen Politik erlebt haben, in Afrika, Afghanistan und vielen anderen Ländern. Das ist zumindest unsere Vision.

Florian Schuller: Ein echt jesuitischer Gedanke.

P. Peter Balleis: Ja. Wir wollen verändern durch neues Denken.

Florian Schuller: Können sie noch die konkrete Struktur Ihrer Online-Universitäten erläutern: Wie ist das Ganze organisiert, wie wird es finanziert, was kann man bei Ihnen studieren, was sind die Voraussetzungen, muss ich irgendwie eine Hochschulbefähigung mitbringen?

P. Peter Balleis: Wir nehmen Studierende nur nach einem rigorosen Testverfahren auf. Das können auch Ältere sein, auch Frauen, die verheiratet sind und Kinder haben; wir legen uns nicht fest auf die 20-Jährigen. Dann, was wir augenblicklich anbieten können, ist das Diplom in „Liberal Arts“ der Regis University in Denver. Das Studium von „Management System“ läuft über die Georgetown University/Washington, D.C. Viele Jesuitenuniversitäten helfen uns. In der Startphase waren es jene in den USA, und jetzt erweitern wir die Zusammenarbeit. Der Jesuitenorden hat 180 Universitäten weltweit: Wenn da jede etwas hineinsteckt, können wir sehr viel für die Armen tun.

Unsere Leiterin ist dort die Chefin, wo ihr Computer steht. Aber irgendwo braucht man doch ein paar fixere „knots“, zum Beispiel ein Büro hier in München. Wir brauchen ja auch Lerninhalte von Europa, und deshalb braucht man auch irgendwo einen Akademiker, der Lerninhalte entwickelt, zum Beispiel für einen Umweltkurs für Umweltingenieure.

Wir haben vor Ort immer einen lokalen Partner. In Erbil/Irak ist es die Katholische Universität, die ganz am Anfang steht. Oder NGOs oder der Jesuitenflüchtlingsdienst, der auch in Nordkurdistan arbeitet. Aber wir arbeiten nicht nur im Flüchtlingsbereich, sondern auch in Mosambik oder Sri Lanka usw. Das Modell entwickelt sich weiter.

Und wie finanziert es sich? Wir haben keinen Business Plan, sondern einen Service Plan; denn wer mit den Armen arbeitet, kann keinen Profit machen. Wir brauchen Institutionen wie Missio, Misereor, hoffentlich auch Gelder vom bayerischen Staat und von Bundesministerien, dazu Spender oder eine Stiftung. Wir verlangen aber auch von unseren Studenten, dass sie sich in ihrer eigenen Community engagieren. Zum Auswahlverfahren: Eine Frage im Interview lautet immer: Was machst du in deiner eigenen Community?

Auch die Professoren erhalten nur ein Drittel des gewohnten Gehalts. Jeder trägt ein Stück bei, macht es „gratuitously“, als „in-kind contribution“, um dieses Projekt für die „margins“ aufzubauen.

Julia Manske: Mich würde interessieren, inwiefern Wissen auch aus den einzelnen Communities und Ländern wieder in das Curriculum zurückfließt.

P. Peter Balleis: Wir hatten am Anfang natürlich universitäre Curricula. Dann haben wir nach drei Jahren ein eigenes globales Curriculum für das Diplom in „humanities“ entwickelt. Aber noch entscheidender ist: Wenn die Studenten zusammen studieren und gegenseitig die Aufsätze kommentieren, wird sehr viel Wissen beigesteuert. Darum nennen wir das nicht mehr Erziehung, sondern globales Lernen.

Florian Schuller: Nochmals zu den Dozenten: Kommen die alle aus den Partneruniversitäten und machen das nebenher?



Msgr. Wolfgang Huber, Präsident von missio München (li.) mit Pater Peter Balleis SJ. Missio unterstützt intensiv die Bildungsprojekte, die Pater Balleis bei der Veranstaltung vorstellte.

P. Peter Balleis: Die sind nicht im klassischen Sinn Unterrichtende. Denn wenn ich einmal einen Kurs im Online-Format aufbereitet habe, dann steht der in guter Qualität. Aber man braucht jemanden, der eine Gruppe von Studenten ein Stück begleitet, sie auch bewertet: Hat der Aufsatz auch Qualität, so dass man am Ende das Zertifikat vergeben kann? Es geht ja nicht darum, Zertifikate anzusammeln, sondern man muss den Menschen Anerkennung geben, wenn sie etwas geleistet haben. Wir machen es nicht billiger, weil sie Flüchtlinge sind oder Afrikaner oder Asiaten. Die haben keine Zeit, in Facebook zu schauen, weil sie jeden Tag sechs Stunden studieren müssen, damit sie das leisten können, was verlangt wird. Viele arbeiten nebenbei.

Florian Schuller: Verstehe ich die „liberal arts“, von denen Sie gesprochen haben, als so etwas wie ein Studium generale?

P. Peter Balleis: Das stimmt. Es gibt in den ersten zwei Jahren Philosophie, Logik, Vergleichende Religionswissenschaft, Leadership, Politisches Denken. Im dritten Jahr spezialisiert es sich dann auf Pädagogik, Sozialarbeit oder Sozialwissenschaften und Business. Woran wir jetzt denken: einen Kurs zu entwickeln für interkulturelles Lernen. Das wird immer wichtiger. Auch Firmen erklären mir: Die Computer kann jeder bedienen, aber wenn sich ein Team nicht versteht, weil sie Inder sind und nach Kastensystem funktionieren, dann können die geschicktesten Leute nichts produzieren.

Florian Schuller: Ich kann also mit dem Abschluss, den ich bei Ihnen bekomme, beruflich nicht direkt etwas anfangen, sondern bin als Mensch gereift?

P. Peter Balleis: 25 Prozent unserer Studenten und Absolventen gehen weiter im Studium an anderen Universitäten; denn der Abschluss ist anerkannt – in den USA, in Australien, in Finnland usw. Ein bisschen schwierig ist es mit dem deutschen System. Deshalb überlegen wir, ob wir nicht ein amerikanisches Diplom verleihen können, damit sie dann ohne Abitur ins deutsche Universitätssystem kommen.

Prinz Ludwig: Gibt es auch Zahlen, wie viele es danach in eine Anstellung schaffen?

P. Peter Balleis: Viele der Flüchtlinge arbeiten mit NGOs, andere ergreifen eigenständig Initiative. Unsere Datenerhebung ist noch nicht so perfekt, dass man allem schon über Jahre hinweg nachgehen könnte. Aber große Auswirkungen zeigen sich jetzt schon: Schauen Sie in ein Flüchtlingslager mit 20.000 Leuten. Die Leute können nicht heraus in Dzaleka, weil der malawische Staat den Leuten nicht die Erlaubnis gibt, zu arbeiten. Dann sitzen die jungen Leute frustriert da, zum Teil sind sie schon dort geboren. Wenn Sie aber 300 Menschen haben, die jeden Tag an eine Universität gehen, etwas Vernünftiges lernen, und wenn andere ein Diplom erwerben, dann gehen die heim und haben etwas Neues gelernt und erzählen davon. Es verändert sich die Atmosphäre im Lager. Ein Kind in der Grundschule sieht, ich kann danach noch etwas anderes machen. Die werden nicht alle studieren, aber sie sind inspiriert. Die spirituelle Dimension Hoffnung in Bildung ist unheimlich wichtig, um auch in der Situation, in der alles kaputt gegangen ist, etwas zu erreichen.

Florian Schuller: Prinz Ludwig, Sie haben vorhin schon das Hohelied des

Handwerkers, der Handwerkerin gesungen, der konkreten, praktischen Ausbildung. Was treibt Sie um in Kenia?

Prinz Ludwig: Noch einmal: Ich stelle überhaupt nicht in Abrede, dass ein Studium generale unglaublich wichtig ist, und dass wir unbedingt Leute brauchen, die den vollen Bildungsweg nehmen. Aber es kann nicht der Weg für alle sein. Ich arbeite schon seit 2011 mit jungen Menschen im Norden Kenias, und alle erzählen mir, sie wollen studieren und dann am liebsten nach Amerika, manche auch nach Europa, und dort große Karriere machen und dann vielleicht zurückkommen, aber eh nur nach Nairobi und da in einen ganz großen „office job“ im Anzug. In 95 Prozent der Fälle, wahrscheinlich sogar 99 Prozent, ist das nicht realistisch.

Mich hat immer sehr bewegt, mit jungen Menschen zu arbeiten, die Träume haben. Man muss ihnen helfen, diese Träume zu verwirklichen. Bei vielen der Entwicklungsprojekte, die wir machen, und die an sich gut sind, wenn wir zum Beispiel Leuten beibringen, wie man Körbe flechtet, ist das tolle Entwicklungshilfe. Wir helfen den Menschen, dass sie sich ernähren können, aber es ist schwer, einem jungen Menschen, der vielleicht sogar schon auf der Schule war, zu erklären, jetzt flechte einmal Körbe, denn damit kannst du Geld verdienen und deine Familie ein bisschen ernähren. Nein, die wollen wirklich etwas aus sich machen.

Prinz Ludwig: *Mich hat immer sehr bewegt, mit jungen Menschen zu arbeiten, die Träume haben. Man muss ihnen helfen, diese Träume zu verwirklichen.*

Mein Gedanke war dann: Wie können wir für Menschen in ganz entfernten Regionen, in denen es noch nicht einmal Straßen gibt, in denen einfach kein Geld da ist, um irgendwie an einen Abschluss zu kommen, wenn man nicht zufällig das Glück hat, in ein Programm aufgenommen zu werden, und in denen man auch, wenn man dann seinen Abschluss hätte, eigentlich keine Chance hat, einen Job zu finden – wie können wir für die etwas aufbauen? Wir haben deshalb eine Organisation gegründet, die einen neuen Weg verfolgt. Wir sagen, auch in einer Gegend, in der es keine Infrastruktur gibt, in der es noch nicht einmal Wasser gibt, so dass man gar nichts anpflanzen kann, gibt es, und zwar plötzlich oder seit ein paar Jahren, in manchen Fällen erst seit ein paar Wochen, Internet-Zugang. Und wo es Internet-Zugang gibt, und intelligente Menschen, dort kann man einen Laptop hinstellen, eine Solarzelle aufstellen – man braucht noch nicht einmal Netzstrom oder so etwas – und kann damit genauso erfolgreich arbeiten wie jemand in seinem Büro am Broadway, wenn er dasselbe Talent oder dieselben Werkzeuge hat wie der Mensch, der eben in New York sitzt.

Dorthin wollen wir die Leute bringen. Wir wollen jungen Menschen beibringen, mit einem Laptop Geld zu verdienen. Das ist das Ganze. Und zwar nicht für den lokalen Markt, denn den gibt es in vielen Gegenden Afrikas nicht. In Nairobi gibt es vielleicht einen lokalen Markt für Digitales. Aber wenn Sie draußen in der Wüste wohnen, dann werden Sie dort keinen Kunden für eine Website finden. Doch es gibt einen riesigen globalen Markt. Ein eini-

germaßen talentierter Webdesigner hier in Deutschland hat einen Stundensatz von wahrscheinlich um die 60 Euro im Schnitt. Das ist dort schon fast ein Monatslohn. Auf die Qualität eines mittelmäßigen deutschen Designers kann man schneller kommen, als man denkt – wenn man jemanden findet, der ein Talent hat, ein gutes Auge und einen wachen Geist, und ihm einen Computer und die richtigen Lernmaterialien zur Verfügung stellt. Das ist sogar schon möglich in drei, vier Monaten.

Es gibt eine neue Mode auf der ganzen Welt, die „coding bootcamps“ oder „coding schools“, in denen man wirklich in Schnellkursen von drei, vier Monaten lernt, auch wenn man vorher sehr wenig mit Computern zu tun hatte, wie man zum Beispiel als Webdesigner arbeiten kann. Warum sollte man das nicht auch in Afrika organisieren? Das war unser Gedanke, und das setzen wir im Moment um. Ich habe eine Organisation mitgegründet, die nennt sich „Learning Lions“, also die „Lernlöwen“.

Florian Schuller: Der Löwe ist vielleicht wieder eine Erinnerung an Bayern.

Prinz Ludwig: Ja, der Löwe ist aber nicht nur Bayerns Wappentier. Wahrscheinlich haben dort mehr Leute einen Löwen gesehen als wir. Er ist ein Symbol der Stärke, und darum ging es uns. Wir wollen, dass die Leute stark werden. Sie kriegen in einem Crash-Kurs während drei Monaten vermittelt, wie sie zum Beispiel eine komplette Internetseite marktfähig designen können, nach den Vorgaben eines Kunden. Wir bilden die Leute in Gruppen von 30 Leuten aus, und zwar immer so, dass die Lehrer aus dem Kurs des Vorjahres kommen. Es ist viel leichter für jemanden, von einem in derselben Altersgruppe zu lernen, der auch denselben Dialekt spricht, als von irgendeinem Professor, der aus Deutschland kommen würde. Wir arbeiten natürlich auch mit viel Onlinematerial, also mit fertigen Kursen,



Prinz Ludwig: „Man muss den Leuten vor Ort Perspektiven geben. Wir haben das als internationale Gemeinschaft bisher viel zu wenig getan.“

aber das eigentliche Lernen ist „learning by doing“, zielgerichtet auf Produktentwicklung und genau diese Art von Arbeit, die man im Internet findet. Die Lehrer zeigen, ich kann tatsächlich eine Website verkaufen, an der ich eine Woche gearbeitet habe, und bekomme dafür 400 Dollar. Das ist dort unglaublich viel Geld. Das muss man erst mal mit Körbflechten erreichen; ungefähr 400 Körbe, daran sitzt man länger als eine Woche.

Florian Schuller: Und woher weiß der globale Markt, dass es diese Designer gibt?

Prinz Ludwig: Da muss man, Gott sei Dank, das Rad nicht neu erfinden, denn der Markt regelt sich sehr gut selber. Eine Entwicklung der letzten Jahre beschreibt man bekanntlich als „outsourcing platforms“. Es kursiert auch der Begriff „microtasking platforms“. Große Namen sind darunter, zum Beispiel „Upwork“, „Fiverr“, „Freelance“. Im Prinzip ist alles dasselbe. Zum Beispiel, Sie wollen heiraten und deshalb eine Hochzeitseinladung designed haben, wollen aber nicht eine deutsche Designagentur beauftragen, bei der sie 200 Euro dafür zahlen müssen, sondern wollen maximal 20 oder 10 Euro zahlen. Dann können Sie auf einer dieser Plattformen gehen, setzen diesen Auftrag drauf oder suchen umgekehrt nach jemandem, der Design von Hochzeitskarten anbietet, bestellen das, und einen Tag später haben Sie Ihre individualisierte Hochzeitskarte. Und irgendjemand, der in Indien sitzt oder in Mexiko oder in Osteuropa, hat 10 Euro verdient. Der kann genauso in der weitesten Wüste in Afrika sitzen. Und Leute, die sich darauf spezialisieren, zum Beispiel jemand, der Vollzeit für so eine Plattform arbeitet und gut ist, verdient zwischen 1.000 und 3.000 Euro im Monat, egal, wo er sitzt. Das ist dort ein utopisch hohes Gehalt.



Peter Balleis: „Die Digitalisierung ermöglicht es, Arbeitsplätze dorthin zu bringen, wo die Menschen leben, und es ist möglich, auch Bildung in diese Regionen zu tragen.“

Julia Manske: Ich bin ein bisschen zwiespalten. Auf der einen Seite gibt es natürlich dieses „learning by doing“. Zu merken, was man für Fähigkeiten hat, und dass diese Fähigkeiten auch gebraucht werden, kann sehr aktivierend sein. Ich habe auch die Erfahrung gemacht, gerade in Kenia, dass die jungen Leute dort technologieaffin sind. Ich glaube auch gar nicht, genau wie Sie, dass es einen Universitätsabschluss braucht, sondern dass es eher um die Kompetenzen geht.

Andererseits aber hat das, global gesehen, arbeitsmarktpolitische Konsequenzen. Diese Plattformen, von denen Sie sprachen, werfen die üblichen Fragen auf, die Outsourcing früher auch schon aufgeworfen hat. Was heißt das für unseren Arbeitsmarkt und für jenen in anderen Ländern mit dem Blick auf Nachhaltigkeit? Inwiefern können sich überhaupt langfristig nachhaltige Strukturen entwickeln? Wenn wir nur auf die technischen Skills setzen, besteht die Gefahr, dass sich keine guten Systeme entwickeln können, in denen nicht nur der Einzelne profitiert, sondern gesamtgesellschaftlich eine Entwicklung stattfindet.

Prinz Ludwig: Das Schöne am digitalen Markt ist gerade seine Breite und Weite. Es gibt ja nicht nur die Möglichkeit, eine Website im Internet zu programmieren, sondern man kann digital inzwischen fast jede beliebige Dienstleistung anbieten. Gut, vielleicht nicht Haare schneiden; das wird, bis es entsprechend ferngesteuerte Roboter gibt, noch ein bisschen schwierig sein. Aber ganz ehrlich: Was findet denn heutzutage nicht mehr am Computer statt? Die Welt wird immer digitaler.

Florian Schuller: Gibt es Bereiche jenseits von Webdesign, in denen Ihre Absolventen arbeiten?

Prinz Ludwig: Wir stehen noch sehr am Anfang. Aber letztes Jahr haben wir einen Kurs mit fünf verschiedenen

Gruppen angefangen. Eine Gruppe hat digitale Musikproduktionen gemacht, eine andere Film, sowohl die Aufnahmen, aber auch Postproduktion. Das zum Beispiel ist auch ein Feld für Outsourcing, allerdings sehr „bundle“-intensiv; da werden große Datenpakete herumgeschickt. In einer dritten Gruppe haben Leute einfach nur digital zeichnen gelernt haben. Dafür gibt es einen immensen Markt. Wir wollten auch eine Gruppe für 3D-Modellierungen anbieten; da hatten wir allerdings im ersten Anlauf noch keinen großen Erfolg gehabt, aber jetzt im zweiten Anlauf sieht es schon sehr viel besser aus.

Die Musikproduktion zum Beispiel hat wunderbar geklappt, und selbst dafür gibt es einen Markt. Viele verwenden gerne rechtfreie Musik, um damit ihre eigenen Internetvideos zu hinterlegen. Und jemand mit Begabung kann, ohne je ein echtes Instrument in der Hand gehalten zu haben, die tollsten Musikstücke mit einfachem Computerprogramm produzieren.

Florian Schuller: Pater Balleis, sehen Sie Schnittmengen zu Ihrem Engagement?

P. Peter Balleis: Ich glaube, der Ansatz ist etwas verschieden. Sie nutzen die digitale Technologie für Jobs. Das ist gut so. Wir nutzen es einfach für die Vermittlung von Wissen. Das ist unsere Anwendung der digitalen Welt. Darüber machen sich auch viele andere Gedanken. Unser Projekt ist auch ein Experiment, um zu sehen, was funktioniert und was nicht. Nicht zuletzt deshalb ist die Georgetown University sehr an uns interessiert. Dann versuchen wir, digital die Kosten herunterzubringen. Die Universitätsbildung kann sich ja fast keiner mehr leisten, in den USA vor allem mit ihren Privatuniversitäten. Man muss wieder ökonomische Möglichkeiten finden, Wissen zu vermitteln, um Leute auszubilden.

Florian Schuller: Und Ihre Kosten, Prinz Ludwig? Wie hoch liegen die?

Prinz Ludwig: Ein Computer, auf dem man vernünftig arbeiten kann, kostet ungefähr 300, 400 Euro. Dann braucht man noch Stromversorgung. Das sind erstmal die Kosten für einen Arbeitsplatz. Unsere Lehrer sind sehr günstig, weil wir eben ehemalige Studenten nehmen: Den Kursteilnehmern bieten wir „full board“, alles kostenfrei, damit sie sich eben diese drei Monate über nichts anderes Sorgen machen müssen.

Florian Schuller: Wohnen die auch dann zusammen? Haben Sie eine Art Internat oder Studentenwohnheim?

Prinz Ludwig: Wir haben momentan eine nicht benutzte Schule von der Regierung zur Verfügung gestellt bekommen. Gern würden wir unseren eigenen Campus bauen, an dem die Leute nicht nur lernen, sondern in Zukunft auch ihre Unternehmen aufbauen sollten. Wenn Menschen im richtigen Umfeld zusammen sind, ergeben sich ganz tolle Sachen. Aber das kostet viel Geld, und das müssen wir erst einmal zusammenbekommen.

Florian Schuller: Vielleicht wird Pater Balleis einmal für sein Onlinematerial bei Ihnen die Designer holen. Das wäre doch eine gute Kombination.

P. Peter Balleis: Das können wir gerne machen. Das Design der Onlinekurse wird augenblicklich zwar von einem Team in den USA gemacht. Aber in Zukunft kann man das genauso in Afrika oder Asien machen; die Talente sind überall. Vielleicht kann ich zum Vergleich sagen, was bei uns ein „credit“ kostet. Der kommt auf 67 Dollar. Das sind ungefähr drei, vier Wochen Studierzeit. Wenn man einen Diplomstudenten nimmt, der 45 „credits“ enthält, kostet er uns insgesamt 3.000 Dollar für die drei Jahre Studium. Dazu kommen Kosten der lokalen Partner.

Florian Schuller: Wie erreichen Sie überhaupt ihre potentiellen Studierenden oder Auszubildenden?

P. Peter Balleis: In der Anfangsphase gingen wir in die Flüchtlingslager. Aber es ist immer besser, Kriege zu vermeiden, vorher die Leute auszubilden und nicht nachher zu kommen, wenn sie schon auf der Flucht sind. Im Nordirak hatte ich ein Gespräch mit einer Gruppe, in der viel mehr Mädchen waren als Jungs. Ein Mann hat erklärt: ihre Brüder sind alle schon nach Deutschland gegangen, weil man bei den Jungs eher riskiert, dass sie diesen gefährlichen Weg machen. Aber wenn sich hier nichts tut, gehen auch unsere Töchter weg. Oder ich denke an zwei junge Christen in Erbil: Die hatten schon in Mossul studiert, das Studium dann unterbrochen wegen des Einmarsches der IS. Die würden ganz gern bleiben, aber sie brauchen eine Perspektive.

Florian Schuller: Da sind Sie beide in ähnlicher Richtung unterwegs.

Prinz Ludwig: Absolut. Man muss den Leuten vor Ort Perspektiven geben. Wir haben das als internationale Gemeinschaft bisher viel zu wenig getan. Wir waren großartig darin, tonnenweise Essen in diese Gegenden zu schaffen, immer wenn wir im Fernsehen Bilder von hungernden Kindern sahen. Wir haben uns viel zu wenig Gedanken gemacht, was mit diesen Kindern, nachdem sie dieses Essen bekommen, weiter passiert. Und da ist Bildung der erste, unglaublich wichtige Weg mit vielen

Auswirkungen, weil Bildung unter anderem auch der einzige Weg ist, die Bevölkerungsexplosion dauerhaft zurückzuführen. Es ist ganz einfach so, dass Eltern, die zur Schule gegangen sind, weniger Kinder haben als eine Familie, aus der die Eltern nicht zur Schule gegangen sind.

Aber nach der Bildung versagen wir immer noch, da wir gerade außerhalb der Hauptstädte viel zu wenig dafür tun, Arbeitsplätze zu schaffen, damit gerade auch die mit einem gewissen Bildungslevel bleiben wollen. Ansonsten droht extreme Landflucht in die Städte, weil es den Menschen vor Ort nach wie vor schlecht geht, die Familien unglaublich wachsen, und das Problem immer größer wird.

P. Peter Balleis: Sie, Herr Schuller, haben vorher nach Schnittmengen gefragt. In diesem Punkt haben wir viele Schnittmengen. Die Digitalisierung ermöglicht es, Arbeitsplätze dorthin zu bringen, wo die Menschen leben, und es

P. Peter Balleis: Die Welt kann sich auch dadurch verändern, dass die massive Abwanderung in die Städte gestoppt wird.

ist möglich, auch Bildung in diese Regionen zu tragen. Sie müssen nicht mehr wegziehen in die großen Städte, das heißt in die Slums. Die Welt kann sich auch dadurch verändern, dass die massive Abwanderung in die Städte gestoppt wird.

III.

Florian Schuller: Damit sind wir beim dritten Themenbereich: den Konsequenzen aus der jetzigen Situation. Frau Manske, eines Ihrer Ziele ist, den digitalen Graben zu schließen. Pater Balleis, Sie sagen, es sei einfacher geworden, Menschen zur Bildung zu bringen, und Sie, Prinz Ludwig, zeigen, wie es einfacher wird, Menschen in einen Beruf zu bringen. Welche Konsequenzen für die Entwicklungspolitik Deutschlands ergeben sich daraus?

Prinz Ludwig: Kurze Korrektur: Einfach ist es nicht! Das ist Knochenarbeit, sage ich immer. Aber es ist möglich.

Julia Manske: Damit hätte ich auch angefangen. Natürlich ist es jetzt theoretisch leichter. Aber nur weil ein Kurs da ist, heißt das noch lange nicht, dass sich etwas verändert. Das erkennen jetzt auch die entwicklungspolitischen Akteure. Früher gab es so etwas wie „Projektitis“, es sind sehr viele kleine Projekte überall entstanden. Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, dass man sich vorher erst einmal umschauen muss, was machen andere Akteure.

Das andere ist, es fehlt noch an Erfahrungswissen. Natürlich gibt es die großen Beispiele wie „M-Pesa“, das wirklich ein toller Erfolg ist, vielen Menschen das Leben erleichtert und etliche Folgeinnovationen zeitigt. Aber bei anderen Projekten wird deutlich, die digitalen Technologien führen am Ende doch nicht zu mehr Erfolg, wie wir vielleicht zu Beginn gedacht hatten.

Drittens, nur weil man jetzt mit neuen Technologien arbeitet, sollten wir nicht bisherige Werte über Bord werfen, gerade um menschenrechtliche Standards einzuhalten. Das macht die Entwicklungspolitik in vielen anderen Bereichen sehr konsequent, aber im Digitalisierungsbereich – ich arbeite viel zum Thema Datenschutz und Schutz



Die vier Diskutanten ...



... in der Katholischen Akademie Bayern.

der Privatsphäre – sehen wir, dass das sehr viele Akteure auf einmal völlig ausblenden – frei nach dem Motto: Wir sind in einem afrikanischen Land, deswegen müssen wir uns nicht an die Standards halten, die wir in unserem eigenen Land anwenden würden. Das kann aus meiner Sicht nicht das richtige Maß sein. Im Gegenteil; wenn wir entwicklungspolitisch aktiv sind, dann haben wir noch eine viel größere Verantwortung. Das heißt, wenn ich an die Sammlung von Daten beispielsweise von Flüchtlingen denke, ergibt das noch einmal ganz andere Implikationen. Oder wenn ich Daten über ethnische Zuordnung sammle. Da wacht der entwicklungspolitische Apparat gerade auf.

Und noch als vierten Punkt, den haben wir nur kurz angerissen mit dem Engagement von Facebook: Es gibt natürlich große globale Trends der Digitalisierung, die Deutschland genauso betreffen wie jedes andere Land. Wenn Google und Facebook in Ländern des globalen Südens besonders aktiv werden, wollen sie natürlich einen Markt erschließen. Auch wenn sie unter Umständen einen Teil davon auch aus philanthropischen Gründen machen sollten. Deshalb müssen wir jetzt vor allen Dingen mit lokalen Akteuren zusammenarbeiten und überlegen, wie wir die neuen Entwicklungen gemeinsam gestalten sollten, damit am Ende alle davon profitieren und nicht nur Facebook und Google.

Florian Schuller: Prinz Ludwig, Sie arbeiten konkret bei Design zusammen. Erleben Sie auch, dass hier Facebook oder Google in Richtung eines Monopols gehen?

Prinz Ludwig: Das wäre jetzt kein afrikanisches Problem. Wir haben eben einige Riesen, die natürlich ihren Markt mit Händen und Füßen verteidigen und gerne auch einmal die Ellbogen einsetzen. Man sollte sich allerdings nicht die Suppe zu sehr versalzen lassen, denn diese „tools“, die da angeboten werden, sind meistens vom Nutzen her einfach auch toll. Wenn Google ein neues Zentrum eröffnet, in dem wirklich Austausch zwischen jungen Menschen passiert und Google-Clubs gegründet werden, wollen sie die alle natürlich dauerhaft als Kunden haben. Aber erst einmal haben sie etwas Tolles geschaffen, und das sollte man deswegen auch nicht ganz in Abrede stellen.

Wenn man die Frage entwicklungspolitisch betrachtet, muss man zu recht etwas vorsichtig sein. Man sollte nicht alle deutschen Entwicklungsgelder in ein Google-Projekt stecken, oder nur in ein Facebook-Projekt, sondern verschiedene Initiativen unterstützen. Deutsche Entwicklungspolitik schaut immer von sehr weit weg auf die Projekte. Es gibt zwar Kontaktpersonen vor Ort, aber trotzdem werden nur große Projekte gefördert. Ich selber habe immer nur mit kleinen Organisationen gearbeitet, und zwar mit vielen. Für die war es fast unmöglich, an deutsche Entwicklungsgelder zu kommen, weil meist unter einer Million gar nicht hingeschaut wird. Wobei die tollsten Sachen, die ich gesehen habe, ganz klein anfangen und am Anfang die Hilfe am meisten gebraucht hätten. Der Ansatz wäre also, stärker der Zivilgesellschaft zu vertrauen.

Florian Schuller: Eben wurde der Datenschutz angesprochen. Pater Balleis, Wenn Sie in Flüchtlingslagern arbeiten, können Sie da entsprechende Sicherheiten einbauen?

P. Peter Balleis: Klar. Unser „student management system“, die Datenbank, ist mit dem „student management system“ der Georgetown University vernetzt, und das erfüllt alle Standards. Wir sind also weder mit Google oder Facebook im Geschäft.

Florian Schuller: Zur Schlussrunde möchte ich bei Ihnen beginnen, Frau Manske. Sie haben am 23. Mai dieses Jahres bei einer Veranstaltung gesprochen über: „Wer ist smart in der smarten Stadt?“ Das Wort „smart“ kann „edel“ heißen, „geschickt“, „aufgeregt“, aber auch „hinterfotzig“, „gerissen“, „diplomatisch“. Wie smart ist IT in unserer immer smarter werdenden Welt?

Julia Manske: Mein Vortrag war eine sehr kritische Auseinandersetzung mit Entwicklungen vor allem in Transformationsländern. In Brasilien und in vielen anderen lateinamerikanischen Ländern, aber eben auch in Nairobi, gibt es Bestrebungen, die Städte möglichst „smart“ zu machen. Mir gefällt der Begriff nicht, aber ich wünsche mir natürlich eher smarte Gesellschaften und smarte Bürger als smarte Technologien, und zwar Bürger, die in der Lage sind, diese Technologien für sich zu nutzen und für die Gestaltung einer besseren

Gesellschaft. Deswegen hoffe ich, dass gerade bei Bildung nicht nur technische „skills“ forciert werden, sondern dass wir uns wirklich als Gestalter dieser digitalen Welt erfahren können, und dass wir verstehen, was dann passiert. Das heißt auch, unsere Werte von der Welt weiterhin zu leben, und dass die Technologien am Ende im besten Fall ein Instrument sind.

Florian Schuller: Pater Balleis, Von Ihrem Ordensgründer Ignatius von Loyola wird der Spruch überliefert, man solle so handeln, als ob alles von einem selber abhänge, aber darauf vertrauen, dass alles von Gott abhängt. In welchen Situationen, wenn Sie an Ihre augenblickliche Aufgabe denken, kommt vor allem immer der zweite Teil dieses Gedankens zum Tragen? Mit anderen Worten, was sind die kritischen Situationen, wo Sie selber keinen Ausweg mehr wissen?

P. Peter Balleis: Also, wenn Sie damit übereinstimmen, dass man Gottes Angesicht im Nächsten erkennt, dann sind es immer die Menschen, die Flüchtlinge, die Armen. Wenn man die trifft, mit denen redet, und wenn man dann sieht, die wollen lernen, das ist die positive Energie, die uns vorantreibt. Und alle andere Schwierigkeiten, wie man es finanziert, und die Bedenkenträger und die Kritiker und sonst was, das ist alles sekundär. Man trifft den Herrn, wenn wir den Leuten ins Gesicht schauen, und wir bringen es voran, denn die Menschen wollen es.

Florian Schuller: Prinz Ludwig, Sie sind Träger eines sehr traditionsreichen Namens. Bei Ihrem Vornamen denkt man nicht nur an Ludwig II., sondern vor allem auch an Ludwig I., und der hat ja in Bayern aufgrund seiner Begeisterung für Griechenland das Ypsilon eingeführt. Meine Frage an Sie: Was würden sie gern aufgrund Ihrer Erfahrungen in Afrika in Bayern einführen?

Prinz Ludwig: Ich glaube, beim Ypsilon bleiben wir; das „ai“ wollen wir nicht zurück. Am Münchner Flughafen habe ich immer ein Schild gesehen: „Willkommen im Himmel auf Erden“. Wenn ich aus Kenia wieder zurück ins schöne Bayern komme, wird mir deutlich, wie schön wir es hier eigentlich haben. Ich glaube, viel mehr als probieren, uns hier noch mehr zu verbessern, soll-

ten wir uns einfach der anderen Welt öffnen, den Menschen zeigen, was wir richtig machen, und sie dabei inspirieren, es auch richtig zu machen.

Florian Schuller: Prinz Ludwig, Frau Manske, P. Balleis, herzlichen Dank für diese inspirierenden eineinhalb Stunden. Wir haben erlebt – es war nicht umsonst, dass Sie alle drei sich von so weit her auf den Weg gemacht haben und heute hierhergekommen sind. □

Presse

Heinrichsblatt

19. Juni 2016 – Unterschiedliche Wege, wie Digitalisierung eine Chance zur Entwicklung sein kann, diskutierten Experten in der Veranstaltung „Afrika geht online“ am 9. Juni in der Katholischen Akademie Bayern in München. Jesuiten-Pater Peter Balleis, Director of Advancement and Development bei der Organisation „Jesuit Commons – Higher Education at the Margin“ (...), legte dar, dass durch moderne Medien, Internetnutzung und E-Learning Menschen in prekären Situationen (...) in die Lage gesetzt würden, eine Perspektive zu entwickeln. (...) Die Liebe zu Afrika und den Menschen dort teilt Prinz Ludwig von Bayern mit Pater Peter Balleis: Das zukünftige Oberhaupt des Hauses Wittelsbach engagiert sich ebenfalls intensiv in der digitalen Bildung für junge Menschen – konkret in Kenia. Doch für ihn geht es um von ihm vorgetriebenen Projekt „Learning Lions“ ganz deutlich praktische Berufsausbildung vor universitäre Diplome.

Film ab!

Ein cineastischer Bericht

Im ersten Halbjahr 2016 hieß es in der Akademie fast jeden Monat: „Film ab!“. Den Startschuss im Januar gab eine neue Kooperation mit der Hochschule für Fernsehen und Film (HFF) München, genauer mit deren Drehbuchabteilung. Dort produzieren die Studierenden der unteren Semester unterschiedlich lange Filme: Diejenigen, die nach einem Jahr Studium entstehen, sind ca. 8 bis 10 Minuten lang und heißen „Filme 01“, diejenigen, die nach zwei Jahren entstehen, sind ca. 20 bis 30 Minuten lang und heißen „Filme 02“.

Am **20. Januar** waren sieben „Filme 01“ zu sehen, in Anwesenheit aller beteiligten Autorinnen und Autoren. Nach jedem der äußerst kreativen 8-Minüter gab es die Gelegenheit, mit dem oder der Filmverantwortlichen ins Gespräch zu kommen, was für spürbare Begeisterung bei den 70 Teilnehmerinnen und Teilnehmern sorgte. Moderiert wurden die Diskussionen von Tim Moeck, künstlerischer Mitarbeiter der Drehbuchabteilung (VI) an der HFF.

Am **24. Februar** gab es unter dem Titel „Phantasiebegabte Außenseiter“ zwei der „Filme 02“ zu sehen („Mia“ und „Visch“), die sich inhaltlich unter dieses Motto fassen ließen. Als inhaltlich passende Zugabe wurde im Anschluss der Dokumentarfilm „Am Ende der Wiese“ gezeigt, der ebenfalls an der HFF gedreht wurde. Auch hier gab es für die 70 Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Möglichkeit, mit den Autorinnen und Autoren zu sprechen. Die Moderation hatte wieder Tim Moeck.

Am **6. April** wurde, als dritter HFF-Abend, ein abendfüllender Spielfilm geschaut: „Hin und weg“. Die Hauptrolle spielt ein 36-jähriger Mann, der an ALS erkrankt ist und frühzeitig durch Sterbehilfe aus dem Leben scheidet. Er tut dies am Ende einer mehrtägigen Fahrradtour mit seiner Frau und seinen besten Freunden, in denen diese zusammen das Leben feiern. Aufgrund der ersten Thematik war – neben Tim

Moeck als Moderator und Ariane Schröder, der Drehbuchautorin von „Hin und weg“ – auch PD Dr. Marcus Schlemmer, der Chefarzt der Palliativmedizin am Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in München, auf das Podium eingeladen. Die beiden Sichtweisen aus „Film“ und „Medizin“ ergänzten sich in der Diskussion sehr gut, wofür die 72 Teilnehmerinnen und Teilnehmer nach der Veranstaltung großen Applaus und viel Lob spendeten.

Filmperspektiven ungewöhnlicher Art bot ein zweitägiges Seminar mit jeweils folgendem Filmabend am **22. und 23. April**, das in Zusammenarbeit mit Simon Gourari von „DIALOG – Neues Münchner Kunstforum e.V.“ organisiert worden war. Der international renommierte russische Regisseur Konstantin Lopushansky und der schon zu DDR-Zeiten erfolgreiche Regisseur Celino Bleiweiß stellten sich den Fragen von jungen Filmemachern, erzählten aus ihrem reichen Erfahrungsschatz und gaben Tipps für die Praxis.

Am Abend des 22. April wurde vor großem Publikum Lopushansky's Film „The Role“ gezeigt: Er handelt von dem fiktiven, äußerst talentierten Schauspieler Nikolai Evlakhov zur Zeit der russischen Revolution, der die größte Rolle seines Lebens annimmt – nämlich die Rolle eines anderen Mannes. Unter dem Einfluss der Ideen des Symbolismus am Ende des 19. Jahrhunderts und dem sogenannten „Silbernen Zeitalter der russischen Literatur“ von ca. 1890 bis 1920 entscheidet er sich, das Leben seines ihm frappierend ähnlich sehenden Doppelgängers Ignat Plotnikov anzunehmen, eines Revolutionsführers im neuen Sowjet-Russland. Grund dafür ist die Erklärung des russischen Dramatikers und Symbolisten Nikolai Evreinov, dass jeder Schauspieler aus dem Leben ein Theater machen soll. Evlakhov steigert sich schließlich in die Rolle von Plotnikov bis an die äußerste Grenze hinein.

Am nächsten Abend, dem 23. April, stand der Film „Zauber um Zinnober“ von Celino Bleiweiß auf dem Pro-



Sieben junge Filmemacherinnen und Filmemacher des ersten Jahrgangs an der Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) stellten sich zum Gruppenfoto – ganz rechts Dozent Tim Moeck.



Am dritten HFF-Abend gab es den abendfüllenden Spielfilm „Hin und weg“. Zum Gespräch mit Tim Moeck (re.) setzten sich zusammen Drehbuch-

autorin Ariane Schröder und Dr. Marcus Schlemmer, Chefarzt der Palliativmedizin im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in München.



Am 24. Februar gab es unter dem Titel „Phantasiebegabte Außenseiter“ zwei Filme des zweiten Studienjahres an der

HFF zu sehen. Dozent Tim Moeck hatte als Moderator die Verantwortlichen von „Mia“ ...



... und „Visch“ zu Gast. Zusätzlich gab es natürlich auch die Filme zu sehen.



In Zusammenarbeit mit „DIALOG – Neues Münchner Kunstforum“ bot die Katholische Akademie ein zweitägiges

Filmseminar an. Es kamen der russische Regisseur Konstantin Lopushansky (re.) mit Dolmetscher ...



... und Celino Bleiweiß (li.). Mitveranstalter Ludmila und Simon Gourari zeigten sich mit dem Filmseminar sehr zufrieden.

gramm. Das Drehbuch des Films wurde geschrieben nach der Erzählung „Klein-Zaches, genannt Zinnober“ von E.T.A. Hoffmann. Die Figur des kleinen Zack ist bekannt aus der Oper „Hoffmanns Erzählungen“. Es ist ein komödiantischer Film über Macht, Diktatur und die Bemühungen, diese zu bekämpfen. Besonders interessant ist, wie Diktatoren Menschen verblenden und wie sie Furcht vor der Kraft der Kunst haben. Der Film gilt zwar als Märchen, war aber bei seiner Aufführung in der DDR im Kino und Fernsehen als Familienfilm erfolgreich.

Im Mai war die Akademie zum achten Mal in Folge Spielort des „DOK.fest München“. Am 9. Mai sahen 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmer den Dokumentarfilm „Im Jugendamt“, in Anwesenheit von Regisseur Wolfram Seeger und der Protagonistin Jolanta Mirski. Für seinen Film hat sich Wolfram Seeger in das winzige Büro von Jolanta Mirski und ihres Kollegen Uwe Jendrach eingeknistet und die tägliche Arbeit ein Jahr lang mit der Kamera beobachtet. Das Jugendamt ist verpflichtet, Hilfe anzubieten, wenn die Lebenssituation in einer Familie der Entwicklung eines Kindes schadet. Rund 100 Fälle bearbeitet ein Mitarbeiter im Schnitt pro Jahr. Dabei kämpfen die Jugendämter gegen ihr schlechtes Image an. Ihnen wird vorgeworfen, entweder zu früh und zu viel einzugreifen – oder zu spät und zu wenig. Es ist eine äußerst schmale Grenze zwischen Kindesrecht und Elternhoheit, an der sie tätig sind.

Die Möglichkeit, nach dem Film direkt mit Jolanta Mirski als Jugendamtsmitarbeiterin zu sprechen und Offengebliebenes oder Strittiges nachfragen zu können, wurde vom Publikum sehr honoriert und mit Lob bedacht.

„Vom Lieben und Sterben“ handelte der zweite Film im Rahmen des „DOK.fest“ am 11. Mai. Die Regisseurin Katrin Nemeč hat darin sechs Jahre lang den ehemaligen Gitarristen der Weltmusikband „Quadro Nuevo“, Robert Wolf, und seine Lebensgefährtin Angelika Eisner begleitet. Robert Wolf war nach einem unverschuldeten Autounfall im Jahr 2008 vom Hals ab gelähmt; mit bedingungsloser Liebe plante seine Lebensgefährtin Angelika die gemeinsame Zukunft. Nach sechs Jahren gemeinsamen Kampfes beschloss Robert Wolf, mit Sterbehilfe aus dem Leben zu scheiden, doch er starb im April 2015 an den Folgen einer Lungenentzündung.

Schließlich wurde auch die Reihe „So hab ich das noch nie gesehen“ fortgesetzt. Unter der Moderation von Dr. Werner Veith, Akademischer Oberrat am Lehrstuhl für Christliche Sozialethik der LMU München und Mitherausgeber des „Handbuch Theologie und Populärer Film“, diskutierten vier Studierende und junge Erwachsene am 18. Mai den Film „Minority Report“ (2002), der der Frage nachgeht, was ein staatliches technisches Informations- und Überwachungssystem bewirkt, wenn es die Sicherheit über die Freiheit stellt, bzw. wenn diejenigen, die



Um den Film „Spotlight“ dreht sich einer der Abende der Reihe „So hab ich das noch nie gesehen“, um die sich Dr. Werner Veith (hier bei der Einführung zum Film) kümmert.

für Sicherheit sorgen sollen, selbst nicht mehr sicher sind.

Der Thematik des sexuellen Missbrauchs in der Katholischen Kirche gingen 25 Studierende und junge Erwachsene am 13. Juli anhand des Films „Spotlight“ nach. Darin wird nachgezeichnet, wie es dem nur vierköpfigen Investigativ-Team „Spotlight“ der Zeitung „The Boston Globe“ im Jahr 2001 gelang, in monatelanger Recherche und unter mühsamen Bedingungen den sexuellen Miss-

brauch in der Erzdiözese Boston nach und nach aufzudecken. Der Artikel des Spotlight-Teams wurde Anfang 2002 gedruckt und 2003 mit dem „Pulitzer-Preis für Dienste an der Öffentlichkeit“ ausgezeichnet.

Beide Abende riefen gute und intensive Diskussionen hervor, weshalb die Reihe auch künftig fortgesetzt wird. Dabei wird auf Aktualität und Diskussionswürdigkeit eines Films geachtet werden.

Astrid Schilling



Auch heuer war die Katholische Akademie wieder ein Spielort des „DOK.fest München“. Gezeigt wurden die Filme „Im Jugendamt“ (im Gespräch sehen Sie

Regisseur Wolfram Seeger und in der Mitte die Hauptdarstellerin Jolanta Mirski) ...



... sowie „Vom Lieben und Sterben“. Regisseurin Katrin Nemeč (li.) sprach im Anschluss mit Dr. Astrid Schilling,

Studienleiterin der Katholischen Akademie und verantwortlich für die Filmarbeit im Haus.

Warum bleibt mir die Tankstelle, als wäre sie von Michelangelo?

Ausstellung mit Bildern von Martin Gensbaur

Bis Anfang Dezember werden Bilder von italienischen Tankstellen und Peitschenlampen die Optik in den Räumen der Katholischen Akademie Bayern bestimmen. Die Ausstellung mit dem Titel „Warum bleibt mir die Tankstelle, als wäre sie von Michelangelo?“ mit Bildern von Martin Gensbaur wurde am 12. September 2016 mit einer Vernissage eröffnet. Im Rahmen des Eröffnungsabends sprach

der Kunsthistoriker Prof. Dr. Thomas Raff vor rund 150 Gästen mit dem Künstler aus Dießen am Ammersee. Die Ausstellung ist bis zum 1. Dezember 2016, jeweils montags bis freitags, von 9 bis 17 Uhr zu sehen. Der Eintritt ist frei, wir bitten um eine kurze Anmeldung unter 089/38102-0, weil die Ausstellungsräume immer wieder auch für Veranstaltungen genutzt werden und dann nicht zugänglich sind.

Thomas Raff: Meine Damen und Herren, ich bin ganz gerührt, wie viele Besucher gekommen sind. So viele, dass nicht einmal die Stühle gereicht haben. Ich freue mich auch für Martin Gensbaur, dass so viele Menschen Interesse an seiner Kunst haben. Diese Ausstellung hat einen sehr schönen Titel: „Warum bleibt mir die Tankstelle, als wäre sie von Michelangelo?“ Ihnen wird dieser Vers, vermute ich, ebenso unbekannt gewesen sein wie mir. Also habe ich mir gedacht, ich lese Ihnen dieses Gedicht vor. Es ist nicht sehr lang und es hat, glaube ich, über diese eine Zeile hinaus, mit den Arbeiten von Martin Gensbaur zu tun. Das Gedicht heißt „Heimweh nach Amerika“ und lautet:

*„Wer erklärt mir mein Heimweh nach Amerika?
Wie muss der Ton beschaffen sein,
der von hier bis Texas reicht und so
lange hält
wie dort der schöne Himmel?
Wohin mit den zierlichen Eichen, den
Zedern, den unzähligen,
die mir im Kopf nachgewachsen sind?
Warum bleibt mir die Tankstelle,
als wäre sie von Michelangelo?“*

*War es die entschiedene Hitze?
Waren es die immer zum Horizont
reichenden Straßen?
Waren es die gelben Schmetterlinge, die
am Sonntag*

*den Feldweg besetzt hielten in
Vermont?
War es die Orange aus dem Texas-Tal?
Das Pfannkuchen-Haus an der
Autobahn
oder der Dampftraktor der Lokomotive?“*

*Vielleicht bin ich anfällig für schönes
Wetter.
Vielleicht bin ich im faltenreichen
Gewand der Freiheitsfigur
auf den sonnigsten Bug gerutscht.
Vielleicht hat das meiste die Entfernung
von hier getan.*

*Amerika ist, glaube ich, wo sich sonst
noch keiner gewiss ist.
Denk, Amerikaner kann man werden.
Europa ist, glaube ich, eine sich über-
schätzende Bildungskultur.
Könnte mein Heimweh nach Amerika
ein Heimweh sein
nach der Zukunft?“*

Soweit Martin Walser mit dem Gedicht, aus dem die Zeile stammt, die den Titel dieser Ausstellung bildet.

Ich kenne den Maler Martin Gensbaur schon sehr lange. Und wenn ich überlege, was wir an Ausstellungen zusammen gemacht haben, fällt mir eine Regelmäßigkeit auf, die mich geradezu verblüfft. Es hat immer etwas mit Dutzenden zu tun: Meine erste Ausstellungseröffnungsrede für ihn habe ich 1996 in Dießen am Ammersee gehalten, als er noch gar nicht dort gewohnt hat. Meine zweite Ausstellung mit ihm war 2005 in Dießen, wohin die Familie Gensbaur inzwischen gezogen ist. Und nun 2016 hier in München, wo Martin Gensbaur geboren ist, wo er Kunsterzieher ist und wo er Kunstlehrer ausgebildet. Eine merkwürdige Regelmäßigkeit, als ob wir es abgesprochen hätten; was wir übrigens nicht getan haben. Und diese Regelmäßigkeit passt – sonst würde ich sie vielleicht gar nicht erwähnen – tatsächlich sehr gut zu Martin Gensbaur, in dessen Leben Regelmäßigkeit eine ganz unglaubliche Rolle spielt. Sehr eindrucksvoll, sehr konsequent, sehr wenig abgelenkt vom Wirbel der Zeiten. Das Schicksal hat ihm manchmal ein bisschen dazwischengewirbelt, aber insgesamt hat er sich doch sehr bemüht, das Gleichmäßige zu tun. Das bringt sein Beruf und seine Familie auch ein biss-

chen mit sich, aber es zeigt sich eben auch in seiner Arbeit.

Diese Arbeit ist unglaublich konsequent und mühselig in ihrer Regelmäßigkeit. Darauf kommen wir nachher noch zu sprechen.

Martin Gensbaur ist sehr gut in der Lage, selbst über seine Kunst zu sprechen. Er hat darin viel Routine, so viel, dass ich mir gedacht habe, es wäre vielleicht geschickter, mit ihm zu reden als über ihn. Das habe ich jetzt vor und bitte dich, lieber Martin, an diese Mikrophone. Zuerst zum titelgebenden Zitat. Wie ist es denn zu diesem Titel gekommen?

Martin Gensbaur: Wir hatten im November letzten Jahres eine Ausstellung bei uns. Wir haben eine kleine „Galerie“, also eigentlich meine Werkstatt, als Vorstellungsraum genutzt. Da kam Bärbel Holländer, die heute auch da ist, in die Ausstellung und hat gesagt, sie kenne da ein Gedicht, das passe einfach zu meinen Bildern! Ich war sofort angetan, und du, liebe Bärbel, hast dir sogar die Mühe gemacht, das abzuschreiben. Das hing dann eine ganze Weile bei uns in der Küche und ist uns dann zugewachsen als Titel für diese – ja, die Ausstellung war damals noch nicht geplant –, für diese Bilder.

Thomas Raff: Unglaublich passender Satz. Man kann sich denken, dass der Name Michelangelo in diesem Zusammenhang nicht deshalb fällt, weil die Bilder ausschauen, als wären sie von Michelangelo gemalt. Man muss sich wohl eher fragen: Wofür steht der Name Michelangelo im Zusammenhang mit diesem Gedicht? Aber vielleicht auch ohne Zusammenhang mit diesem Gedicht? Das Gedicht selber bietet die Antwort, nämlich, dass Michelangelo für die sich überschätzende Bildungskultur in Europa steht. Wahrscheinlich gar nicht er selber, sondern seine Rezeption. Die Frage ist, wie sähe eine Tankstelle aus, wenn Michelangelo sie gemalt oder gar gebaut hätte? Er wusste ja nicht, was eine Tankstelle ist. Eher wäre die Frage interessant, was Michelangelo über echte Tankstellen oder auch über gemalte gesagt hätte. Hast du Vorstellungen, wie Michelangelo reagieren würde, wenn er vor diesen Bildern stehen würde?



Rund 150 Besucher waren in den Vortragssaal der Akademie gekommen.

Martin Gensbaur. Zur Begrüßung

Florian Schuller

Die Wirklichkeit, das was ist, erkennen wir nur so, wie jemand, der in einer Glasglocke sitzt und das Außen verzerrt wahrnimmt. Diese Überzeugung herrscht seit Descartes, als jener französische Philosoph beschloss, dass das Einzige, was wir klar erkennen, nur wir selber sind. Alles Andere sei eine irgendwie mehr oder weniger ausgedehnte Sache.

Aber nichts, was ist, bleibt ewig. Das gilt auch für philosophische Positionen wie jene von Descartes. So findet sich in der zeitgenössischen Philosophie interessanterweise eine Strömung, die entschieden gegen Descartes und Kant Stellung bezieht, und die man, um das Schlagwort vom Iconic Turn, von der Hinwendung zum Bild aufzugreifen, als *Realistic Turn* bezeichnen könnte.

„Die Wiedergewinnung des Realismus“ heißt z. B. ein Buch von Charles Taylor, dem weltbekannten kanadischen Philosophen.

Inzwischen weiß man auch genau, seit wann es diese Strömung in der internationalen Philosophie gibt: seit dem 23. Juni 2011, um 13.30 Uhr. Denn der italienische Philosoph Maurizio Ferraris berichtet, dass ihm zusammen mit Markus Gabriel, dem jüngsten deutschen Philosophieprofessor, präzise zu jenem Zeitpunkt die Idee kam, einen „Neuen Realismus zu diagnostizieren“, und zwar im Restaurant „Al Vinacciolo“ in Neapel.

In Neapel, in Italien. Und damit habe ich schon den Bogen geschlagen hinein in die heutige Vernissage, zu der ich Sie alle sehr herzlich willkommen heiße. Denn „Neuer Realismus“ – könnte das nicht auch als Motto über der Ausstellung von Werken Martin Gensbaur stehen? Also italienische Tankstellen oder aus der Zeit gefallene Peitschenlampen als Ausdruck einer Geisteshaltung beziehungsweise eines Perspektivwechsels, der die krude Wirklichkeit ernst nimmt. Vielleicht ist es nichts anderes, als wenn seinerzeit van Gogh einen Korbstuhl mit Pfeife malte oder ausgelatschte Schuhe, wenn Edward Hopper die Atmosphäre amerikanischer Motels festhielt, oder – ganz hoch gegriffen –, wenn flämische Maler der Renaissance sich an Glasflacons nicht häufig genug abarbeiten konnten.

Da stehe ich nun vor den Bildern Martin Gensbaur und beginne zu sinnieren, vor mich hin zu philosophieren: Fasziniert mich die Würde dieser einfachen, kubischen Formen? Oder die Tristesse der menschenleeren Situation? Ist es die Erinnerung, meine Erinnerung, an den wirtschaftlichen Aufschwung Italiens Ende der 60er Jahre, als solche Tankstellen zum Beispiel in den Abruzzen dort entstanden, wo es vorher manchmal nur einen Trampelpfad, auf jeden Fall keine Teerstraße gab? Oder zeugen die Bilder von untergegangener Zeit? Und weil ich mit zwei großen Serien konfrontiert bin, löst jedes Bild der Serie solche Fragen von neuem aus, lassen mich philosophische Gedanken nicht los.

Wenn ich dann noch erfahre, dass sich in all die Bilder aus der toskanischen Stadt Follonica eines mit einem Motiv aus dem schwäbischen Lauingen gemischt hat – Sie, unsere Besucherinnen und Besucher, können ja selbst versuchen herauszufinden, welches der vielen Bilder das nun ist –, wenn also Lauingen ins Spiel kommt, wird bei mir Theologen und Pfarrer gleich Albertus Magnus abgerufen, der aus Lauingen

stammt, jener naturwissenschaftlich ausgerichtete Dominikaner, der im Hochmittelalter der europäischen Theologie und Philosophie den Weg zur konkreten Wirklichkeit auftrat, indem er den alten Aristoteles für unser Denken reaktivierte. Und so kann ich Albert den Großen gleich als Patron dieser Ausstellung und Vernissage anrufen und Sie, sehr verehrter Herr Gensbaur, unter seinen Schutz stellen.

Danke, dass Sie mit Ihren Werken für die kommenden Wochen hier präsent sind. Schon die Vorbereitung beim Hängen der Bilder war äußerst angenehm. Unser Herr Zachmeier und unser Herr Merkel schwärmen von Ihnen und Ihrer zuvorkommenden Art.

Mit Ihnen begrüße ich Ihre Familie, die drei Damen, die voller Kunstbegeisterung stecken: Ihre liebe Gattin, Frau Dr. Ulrike Gensbaur, Kunsthistorikerin, Ihre Tochter Clara, die Kunstgeschichte und Sinologie studiert, sowie Ihre Tochter Veronika, die morgen ihr letztes Schuljahr mit Blick auf das Abitur 2017 begonnen hat. Dafür viel Erfolg!

Zu Ihrer Großfamilie gehören auch Äbtissin Carmen, Sr. Lucia und die Mitschwestern der Münchner Benediktinerinnenabtei Venio. War doch Ihre Tante, die Schwester Ihres Vaters, mit dem Ordensnamen Sr. Agape, Vorgängerin von Sr. Lucia als Priorin, und als Nachfolgerin der Gründungspriorin Sr. Agnes ganz entscheidend verantwortlich für die Ausrichtung dieser so modernen, und zugleich klassisch geprägten benediktinischen Lebensform.

Ich freue mich auch sehr, dass Dr. Walter Zahner da ist. Er, der Vorsitzende der DG, der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst, konnte am vergangenen Freitag die neuen Räume der DG im großen Siemenskomplex mit der Ausstellung von Werken Erwin Wortelkamps festlich eröffnen. Dr. Zahner, ganz intensive Gratulation zu dieser wunderbaren, hellen, fast schon spektakulären Kunstthemat. Ich vermute, deren Ausstrahlung auf das Münchner Kunstleben wird ein sehr starkes sein.

Prof. Dr. Willibald Folz repräsentiert als Erster Vorsitzender des „Vereins der Freunde und Gönner“ jene Institution, die unsere Kunstaktivitäten entscheidend sponsert, und Frau Sigrid Braunfels-Esche, die Witwe von Professor Wolfgang Braunfels, die hohe Tradition der Kunstgeschichtsforschung.

Schließlich bin ich äußerst gespannt, wie immer, wenn Prof. Dr. Thomas Raff bei uns im Haus ist. Ihnen, Professor Raff, besonderen Dank; sie haben nicht nur den direkten Kontakt zu Martin Gensbaur hergestellt, sondern bürgen stets für Überlegungen zur Kunst, die immer sehr klar formuliert sind, Überraschungsperspektiven garantieren, nüchtern und zugleich einführend auf Künstler und ihre Werke eingehen, schlicht und einfach auch Spaß machen. Mit anderen Worten: Die Kombination von Peitschenlampen und Michelangelo, wie der Titel der Ausstellung insinuiert, von italienischen Tankstellen und Münchner Benediktinerinnen, von Toskana und Dießen, von Ölmalerei und Serienproduktion ist wie geschaffen für Sie und die Einführung in die Ausstellung, mit der Sie uns nun beim Gespräch mit Martin Gensbaur im echten Sinn beglücken werden. Professor Raff, schießen Sie los! □



Akademiedirektor Dr. Florian Schuller (v. li.), Professor Willibald Folz vom Verein der Freunde und Gönner, Martin Gensbaur und Professor Thomas Raff.

Martin Gensbaur: Du fragst mich jetzt Sachen... Dass ich natürlich ein starkes Verhältnis zur italienischen Kunst habe, das merkt man, glaube ich, und ich finde es sagenhaft, dass Sigrid Braunfels-Esche hier ist. Ohne das wunderbare Buch ihres Mannes Wolfgang Braunfels hätte ich die italienische Kunst nie so verstanden, wie ich sie verstehe. Ich meine, das heißt noch lange nicht, dass ich jetzt die Zeit zurückdrehen und mir vorstellen könnte, wie eine Michelangelo-Tankstelle ausschauen würde. Sicher, das Motiv des Atlanten finden wir auch in der Renaissance, und ich glaube, Michelangelo wäre da sehr offen gewesen. Ich denke...

Thomas Raff: ...ich will dich nicht in Verlegenheit bringen...

Martin Gensbaur: ...nein, nein, ich denke einfach...

Thomas Raff: ... die Frage hat etwas Blödes, aber es steckt schon ein Gedanke dahinter...

Martin Gensbaur: ...ich glaube, es hätte ihn interessiert.

Thomas Raff: Die Frage nach dem Schönen im Hässlichen ist ja eine, die

sich sehr stark durch die gesamte westliche Kultur zieht, und da stehst du, glaube ich, in einer klassischen Tradition. Es ist ja erstaunlich, was bildende Künstler, namentlich Maler, alles für darstellungswürdig empfunden haben, und was wir im Rückblick auch alles als schön empfinden, wenn wir es gemalt sehen: aufgeschlitzte tote Ochsen, würfelspielende Bettelkinder, banale Stilleben mit kapputten Büchern, gemarterte Heilige, Gekreuzigte. Das sind alles keine schönen Themen. Aber wir sind es gewöhnt, in unserer Kultur diese Kunstwerke mit zweierlei Blick zu sehen, nämlich den Blick auf die Sache, die gemalt ist, und den zweiten Blick auf die Kunst, wie es gemalt ist. Und da, glaube ich, sind wir dann doch, Michelangelo hin oder her, sehr nahe bei deinen Bildern. Denn es sind sich ja wahrscheinlich alle weitgehend einig hier, der Künstler inklusive: Wirklich schön sind solche Tankstellen nicht. Das ist wohl nicht das Auswahlkriterium gewesen, aber du darfst auch widersprechen.

Martin Gensbaur: Man muss dazu sagen, dass ich vor dem Motiv arbeite. Also, ich mache das nicht nach Fotos, sondern ich gehe wirklich an den Ort. Das sind jetzt keine Stellen, an denen der normale Tourist einen Liegestuhl



Professor Thomas Raff (li.) im Gespräch mit dem Künstler: Martin Gensbaur gibt auch die Schriftenreihe DAS KUNSTFENSTER heraus. Band Nr. 4 wird den Titel der Akademieausstellung haben.



Auf dieser und den beiden folgenden Seiten eine kleine Auswahl von Martin Gensbaurs italienischen Tankstellen.

auspacken und seinen Urlaub verbringen würde, und trotzdem ist noch nie jemand an meiner Staffelei vorbeigegangen und hat nicht gesagt, dass diese Bilder schön sind. Gerade die Italiener sagen, „bello“, was mich manchmal verblüfft.

Thomas Raff: Ja, das ist eben das Witzige, da sagen sie „bello“, weil sie es auf dem Bild sehen, obwohl sie sich wahrscheinlich die Tankstelle unter ästhetischen Aspekten noch nie angeschaut haben.

Martin Gensbaur: Wahrscheinlich nie!

Thomas Raff: Und es gibt eine Frage, die hat Martin Gensbaur auch schon selber schriftlich gestellt. Die wird, glaube ich, demnächst auch als Buchtitel herauskommen: Warum muss man so etwas malen? Die Frage ist ein bisschen wie: Es passieren Dinge im Leben, aber muss man die dann auch noch malen? Das ist natürlich eine Frage, zu der du schon aufgefordert bist, eine Antwort zu geben.

Martin Gensbaur: Ich hoffe, dass die Bilder eine Antwort geben.

Thomas Raff: Jetzt mach's dir aber nicht zu einfach, weil man sonst gleich sagen könnte, wir brauchen nichts reden, man sieht ja die Bilder, und man soll über Kunst nicht reden, sondern sie anschauen.

Martin Gensbaur: Vielleicht kann ich es doch einmal kurz erklären. Ich fahre regelmäßig und seit langem in die Toskana – und Toskana und Malerei, da gibt es ganz schnell den Vorwurf, dass man Ansichtskarten malt, oder dass man irgendwie in einem Klischee hängen bleibt. Und jetzt muss ich sagen, dass es vielleicht wirklich der Trotz ist, dass ich dagegen ankämpfe, dass ich sage, ich will jetzt garantiert nicht die Toskana liefern, die man sie sich wünscht.

Thomas Raff: Das ist schon interessant: quasi eine Toskana-Verhinderungsmethode.

Martin Gensbaur: Das könnte vielleicht sein.



Mit 102 Jahren sicherlich die älteste Besucherin der Vernissage: Sigrid Braunfels-Esche, die Witwe von Professor Wolfgang Braunfels.



Die hier gezeigten Ölgemälde von Tankstellen schmücken zurzeit mit anderen Motiven den Vortragssaal der Akademie.



Dr. Evelyn Roll, die stellvertretende Direktorin des Diözesanmuseums Freising (li.), und Sr. Dr. Teresa Spika OSB von der Nymphenburger Abtei Venio.

Thomas Raff: Ich empfinde übrigens Trotz als einen ganz wesentlichen Impuls, Kunst zu machen. Das war vielleicht bei Michelangelo auch so, denn einige seiner Werke waren doch sehr trotzig gegen die damalige Ästhetik.

Martin Gensbaur: Na ja, im Unterschied zu mir hatte er Auftraggeber und zwar ziemlich potente. Heutzutage malt der Maler zunächst einmal für seinen Schrank zu Hause.

Thomas Raff: Vor allem der Maler Martin Gensbaur. Es ist nicht ganz leicht, von ihm ein Bild zu erwerben, muss ich sagen. Sie stehen schon zum Verkauf, aber es ist ein bisschen wie der Kampf mit dem Engel, bis man das Bild wirklich kriegt.

Martin Gensbaur: Dann freut man sich umso mehr!

Thomas Raff: Ich möchte noch betonen wie mühselig so ein Gemälde entsteht. Wahrscheinlich würde jeder naive Betrachter – und naiv würde ich jeden nennen, der sich nicht mit dem Künstler speziell befasst hat – sagen: Na ja gut, da hat er ein Foto gemacht, und dann ist er ins Atelier gegangen und hat das Foto abgemalt. Dem ist aber nicht so.

Der Mann sitzt, nein, er steht mit seiner Staffelei vor dem Motiv. Diese Tankstellen wirken alle völlig einsam, verlassen. Sie sind aber gar nicht verlassen, sondern nur das Bild zeigt sie verlassen. Hinter ihnen brausen die Lastwagen vorbei, einer fährt den Künstler auch ab und zu fast um, weil er tanken will. Das alles lässt Martin Gensbaur weg auf seinen Bildern. Was er aber braucht – das macht man sich heute gar nicht mehr klar – er braucht immer das gleiche Licht. Er kann also nicht einen ganzen Tag da stehen, denn im Lauf des Tages hat diese Tankstelle völlig unterschiedlichen Schattenwurf. Das bedeutet, er geht da jeden Tag wieder hin, ungefähr um die gleiche Zeit, und er malt. Kann man sagen, wie lange das Malen der Bilder dauert?

Martin Gensbaur: Das hängt davon ab. Manchmal ist auch auf der Leinwand schon ein anderes Bild drunter, das ich dann übermale.

Thomas Raff: Eine Herausforderung für spätere Restauratoren.

Martin Gensbaur: Sagen wir einmal, über den Daumen gepeilt, eine Woche. Aber das kann man nicht so pauschal sagen. Es geht manchmal schneller, und manchmal dauert es länger.

Thomas Raff: Ich weiß nicht, ob ich mich mit so einer Stelle, die ich schon nicht besonders anheimelnd finde, und die dann auch noch so umbraust ist von Verkehr und anderen unangenehmen Dingen, so intensiv auseinandersetzen würde. In der früheren Kunst gab es ja auch Werke, an denen man monatelang saß, zum Beispiel ein großes Schlachtengemälde. Denn: So eine lange Schlacht gibt es gar nicht, wie der Maler braucht, sie zu malen. Ich glaube und hoffe, dass es beim genaueren Betrachten dieser Bilder auch herüberkommt, dass es keine Schnapsschüsse sind, sondern das pure Gegenteil. Es sind – jetzt darfst du mir auch wieder widersprechen, wenn du Lust hast – Meditationen vor Hinterlassenschaften des Menschen, über deren Schönheit man sehr geteilter Meinung sein kann.

Martin Gensbaur: Ich bin mit diesem, wie Cézanne es genannt hat, „sur le motif“ mittlerweile gar nicht mehr so alleine. Zum Beispiel hat David Hockney vor kurzem erst eine ganze Serie ausgestellt, in der er riesige Leinwände in seinen „Van“ einlädt und wirklich vor dem Motiv malt, wo man sich auch fragt, warum macht er das. Es ist tatsächlich so: Heute gibt es junge Maler, jüngere als ich, die zugeben, sie brauchen diese Herausforderung vor dem Motiv.

Thomas Raff: Also, die Idee, dass der Neue Realismus im Jahr 2011 erfunden worden ist, wie Dr. Schuller gerade andeutete, hat etwas Rührendes, wenn wir dieses Denkmal des Realismus hier vor uns stehen sehen. Martin Gensbaur hat, wenn ich mich recht erinnere, niemals gegenstandslos gemalt, oder?

Martin Gensbaur: Kann ich nicht.

Thomas Raff: Kann er nicht, das muss man sich einmal vorstellen! Kann er nicht! Also, es ist nicht so, dass er sein Leben lang, oder auch nur die letzten 30 Jahre lang nur Tankstellen gemalt hätte. Es gab aber immer Serien, immer ein Thema, so dass er ganze Ausstellungen damit gefüllt hat. Ich glaube, die erste, an die ich mich erinnere, zeigte nur Bäume, Baumstämme genauer gesagt. Dann gab es eine mit schlichter Architektur in Naturumgebung, was ich dann auf meinen Reisen immer wieder gesehen habe: Da schau her, ein gebauter Gensbaur! Und dann kamen eben diese „Piazze d'Italia“. Hier im Saal, an der Stirnwand, hängen zwei Beispiele, wie man eben in Italien heute baut, wenn man Wohnraum schaffen will: Man lässt die alten Häuser verfallen – das hat er nicht gemalt –, man baut neue, und die werden gerne rot angestrichen. Es gab die Serie, die hieß wohl auch so...

Martin Gensbaur: ...ja, „Palazzi Rossi“.

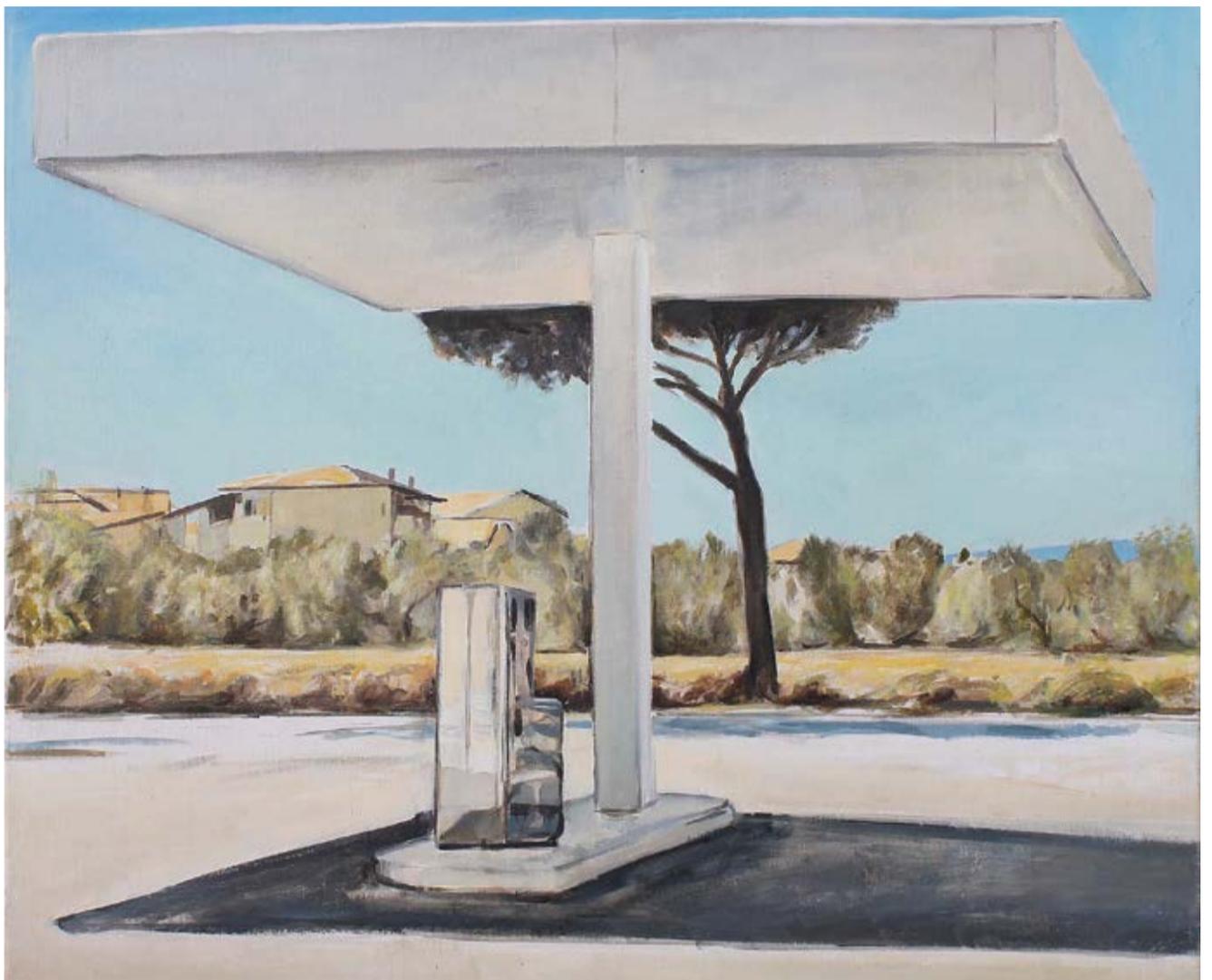
Thomas Raff: Und wie er die in den Blick nimmt, gegen viele Regeln! Gegen alle, will ich nicht sagen. Martin Gensbaur kennt die Regeln der europäischen Malerei ziemlich gut, aber er übersieht auch manche absichtlich.

Martin Gensbaur: Ja, meine Besucher haben oft etwas mit dem Vordergrund zu kämpfen...

Thomas Raff: ...genau...

Martin Gensbaur: ...ich weiß es, das weiß ich.

Thomas Raff: Der Blick in die Tiefe ist ein klassisches Motiv. Es gehört dazu, wie das Amen in der Kirche, dass dieser Blick umrahmt wird durch zwei Vordergrundstaffagen, seien es Menschen, aber vor allem aber Bäume...



Die Ausstellung ist bis zum 1. Dezember zu sehen.

Martin Gensbaur: ...Claude Lorrain...

Thomas Raff: ...ja, Claude Lorrain, sagt man immer. Das ist der Namhafteste, und er hat Maßstäbe gesetzt, die so heftig waren, dass man hinterher Parks neu angelegt hat, damit sie ausschauen wie Bilder von Claude Lorrain.

Martin Gensbaur: Jetzt muss ich dich unterbrechen. Eine Freundin hat mir aus Follonica geschrieben: Martin, du musst kommen, sie bauen die Stadt jetzt nach deinen Bildern um! Das hat mir echt gefallen.

Thomas Raff: Es ist natürlich eine Absicht hinter seiner Technik. Der Vordergrund ist dermaßen öde, dass man jede Lust verliert, dort hinzugehen, weil man sagt, ich komme überhaupt nie an. Und das ist ja genau der Grund, warum die Vordergrundstaffagen da sind, nämlich um den Betrachter in das Bild einzuführen: Da sind schon welche. Auch bei Caspar David Friedrich steht einer, der schaut schon so ...

Martin Gensbaur: Darf ich dich noch einmal unterbrechen?

Thomas Raff: Aber immer!

Martin Gensbaur: Da vorne rechts bei den „Palazzi Rossi“ sind die „bidoni“, die Mülltonnen. Die wollte ich weglassen.

Thomas Raff: Aber auch diese Tankstellen, die wir jetzt vor uns haben, sind ja sehr konstruiert. Wo ist der Blickpunkt, der Augenpunkt des Malers? Das sucht er sich ja heraus. Er kann sich zwar nicht überall hinstellen, weil der Verkehr

rauscht, aber es gibt natürlich schon mehrere Möglichkeiten, so eine Tankstelle ins Bild zu setzen. Was wären da Kriterien? Es wird ja nicht ganz von jetzt auf nachher gehen, wenn man dann tagelang sitzt.

Martin Gensbaur: Da musst du mal die Ulli, meine Frau fragen. Also, ich trag die Bilder halbfertig heim. Dann stehen sie auf dem Balkon und müssen trocknen. Und dann wird geschoben. Es ist nicht so, dass das sofort feststeht. Das ist schon ein Ringen, bei dem ich etwas nach oben schiebe oder auch nach unten, oder versetze. Das ist ein Modellieren, ein Herausmodellieren, und insofern steht der Betrachter-Standpunkt immer erst hinterher fest.

Thomas Raff: Was mir noch aufgefallen ist: Menschen gibt es auf den Bildern nicht, aber Martin Gensbaur hat auch Menschen gemalt. An ganz eindrucksvolle Badende erinnere ich mich gerade. Menschen sieht man auf diesen Bildern also nicht. Das ist natürlich eine Aussage, denn es sind ja alles Funktionsgebäude, die von Menschen und für Menschen gebaut worden sind, aber irgendwie sind die Menschen noch nicht einmal durch ihr Auto vertreten, was ja bei einer Tankstelle naheliegend wäre: Das Auto steht an der Tankstelle, der Autofahrer zahlt gerade und schaut, dass ihm die Reifen nicht geklaut werden in zwischen. Das ist ja in Italien ein spannendes Thema. Aber was zu sehen ist, entspricht das der Wirklichkeit dieser Tankstelle? Die Landschaft drückt oft erstaunlich klassisch in diese Tankstellen hinein, Schirmpinien oder Palmen, übrigens auch kaputtgegangene Palmen, sehr eindrucksvoll, auch eine Pinie, die mit dem Dach dieser Tankstelle gerade-

zu kämpft. Jeder Fotograf würde einen anderen Blickpunkt suchen, damit man die Schirmpinie besser sieht. Immer die Landschaft, mit diesem realistischen Gebäude, das ist keine Erfindung. Aber es erinnert uns plötzlich an die antiken Aquädukte oder ans Kolosseum und steht farblich in diesem spannenden Kontrast zu der Tankstelle. Alle Tankstellen liegen mehr oder weniger in der Umgebung von eurem italienischen Wohnsitz...

Martin Gensbaur: ...ja, genau...

Thomas Raff: ...das muss man sich vorstellen: Der Mann grast die Gegend ab nach hässlichen Tankstellen, die er dann zu schönen Kunstwerken verarbeitet. Das muss man erst einmal schaffen. Die Frage, warum man das malen muss, hat ja zwei Richtungen. Die eine sozusagen an den Maler, warum musst du das malen, und die andere an den Betrachter: Was habe ich davon, wenn er das malt? Das erste musst du selber beantworten. Ich fange mit dem zweiten an, weil es mir auf der Seele liegt. Was haben wir von solchen Bildern? Ich habe davon, dass ich, seitdem ich Bilder von Martin Gensbaur sehe, Einfahrten in Städte oder andere missliche Situationen anders wahrnehme. Es ist wirklich so. Ich komme ganz oft wohin und sage, ah, das würde jetzt der Martin malen. Das heißt dann zugleich, die Stelle ist ziemlich hässlich, aber aus der ließe sich etwas machen. Und das empfinde ich schon als eine große Bereicherung.

Achten Sie einmal darauf, wenn Sie in eine fremde oder fast noch mehr in die eigene Stadt fahren, was Sie alles mit Absicht oder so halbabsichtlich übersehen, weil es so hässlich ist, und

Presse

Ammersee Kurier

September 2016 – In den Monaten September bis Anfang Dezember dieses Jahres werden Bilder von italienischen Tankstellen und Peitschenlampen Einzug in die Räume der katholischen Akademie in Bayern halten. (...) Jeder kommt täglich an solchen Orten vorbei, nicht nur in Italien. Die augenfällige inhaltliche Banalität der Bildgegenstände steht im Kontrast zu dem klassischen Bildmedium der Ölmalerei. Vielleicht ist das der Grund, warum die Arbeiten des Dießener Malers Martin Gensbaur, der sich seit Jahren mit der Thematik befasst, den Betrachter irritieren. Der Titel der Ausstellung zitiert eine Zeile aus einem Gedicht Martin Walsers. Der Schriftsteller fragt darin, woher sein „Heimweh“ nach Amerika kommt. Er spricht von einer „sich überschätzenden Bildungskultur“ in Europa und schließt mit den Worten: „Könnte mein Heimweh nach Amerika ein Heimweh sein nach der Zukunft?“

Bayern 5 aktuell

11. September 2016 – Es ist ein Spiel mit Gegensätzen, das Martin Gensbaur betreibt: Der Maler reist regelmäßig in die Toskana, und sucht sich in der üppigen Landschaft ausgerechnet die trostlosesten Motive. In der Katholischen Akademie Bayern, nah an der Münchner Freiheit, stellt er nun seine Ölbilder aus – ganze Reihen von Bildern sind das, die Orte in den Blick nehmen, die sonst gerne übersehen werden.

Marie Schoeß



Dieser Kreisverkehr, eine Rotonda, mit Peitschenlampen hängt im Foyer, gleich beim Eingangsbereich.

sich einfach auf die Frauentürme am Horizont konzentrieren. Es ist ja vernünftig, dass wir ganz viel von dem, was wir sehen, übersehen, denn sonst werden wir verrückt, und uns bewusst oder halbunbewusst herausuchen, was wir sehen wollen. Und diese Bilder von Martin Gensbaur haben mir eben gezeigt: Stellen, an denen man sonst eigentlich nur verzweifelt und sagt: nix wie weg, werden anders gesehen. Das finde ich übrigens sehr oft: Kunst hat mich gelehrt, meine eigene Wirklichkeit anders zu sehen. Dafür bin ich dankbar. Noch kein Schlusswort! Jetzt kommt nämlich: Was hat der Künstler davon?

Martin Gensbaur: Es geht genau um das, was du sagst, und ich bin froh, dass du das so siehst. Es geht um das Einblenden. Nicht um das Ausblenden, sondern um das Einblenden. Ich meine, dass man das Anliegen hat, sehen zu lehren. Das ist sicher auch ein Auftrag, den die Malerei, sofern dieses Medium überhaupt eine Zukunft hat, in Zukunft hat.

Thomas Raff: Ja. Ja, das war jetzt so in Klammern gesagt. Es ist ja schon auffällig: Wenn Sie über die Biennale in Venedig gehen, müssen Sie lange suchen, bis Sie ein Gemälde finden. Alles Mögliche findet man da ... Aber, was mich noch interessieren würde: Könnte man versuchen, deine Bilder quasi als gegenstandslos zu sehen? Also, sie zeigen Gegenstände, die aber weitgehend in Formen aufgelöst sind. Siehst du da drin so was?

Martin Gensbaur: Nein...

Thomas Raff: Wahnsinn. Ich dachte, dass man sagen könnte, dass der Gegenstand durch die Hintertüre wieder hereinkommt.

Martin Gensbaur: Nein. Also, für mich ist es wirklich gegenständlich. Ich

sehe da eine Tankstelle, ich mache da nicht eine weiße Fläche.

Thomas Raff: Ja, und er macht auch nichts dazu, sondern er lässt höchstens etwas weg.

Martin Gensbaur: Ich vereinheitliche, ich fasse zusammen. Ich muss nicht alles sagen und alles malen, aber ich kann nicht ohne das Gegenüber arbeiten.

Thomas Raff: Das finde ich eben das Spannende, dass ein Künstler sagt, ich brauche ein Gegenüber. Cézanne hat das in extremer Form gesagt: Sonst fällt mir nichts ein; nur aus meinem eigenen Kopf kann und will ich nicht.

Martin Gensbaur: Du weißt ja, „von der Wirklichkeit ermöglichte Erfindungen“, wie Martin Walser im Vorwort zu seinen „Ehen in Philippsburg“ sagt. „Von der Wirklichkeit ermöglichte Erfindungen“ ist der Titel der z. Zt. im Venio gezeigten Ausstellung meiner Arbeiten mit Fotografien von Myriam Tirlir (Paris) und auch Titel der Schriftenreihe DAS KUNSTFENSTER Nr. 2. Ohne Wirklichkeit geht es bei mir nicht.

Thomas Raff: Ja. Ich möchte es eigentlich dabei belassen. Danke für Ihre Aufmerksamkeit und genießen Sie die Ausstellung. □



Ihren Sohn hatte diese Ausstellungsbesucherin mitgebracht.

Altschwabinger Sommerausklang 2016

Mehr als 1200 Besucher kamen am Nachmittag und Abend des 16. Septembers 2016 in die Akademie, die zum traditionellen Nachbarschaftsfest in den großen Park im Herzen Schwabings eingeladen hatte. Das große Gartenfest, der Altschwabinger Sommerausklang – Einlass war beim Schwabinger Maibaum an der Gunezrainerstraße, – begann am Nachmittag um 14.30 Uhr. Geboten wurden unterhaltsame Musik, sehr gutes Essen und Getränke zu zivilen Preisen, ein gewohnt freundlicher und kompetenter Service unserer Hauswirtschaft, Tanzeinlagen der „Celtic Colleens“ und viele Attraktionen für kleine und größere Kinder, wie Kletterturm, Kasperltheater, Hüpfburg, Ponyreiten sowie Malen und Schminken. Ab 15.30 Uhr schon spielte die „Blaskapelle Maisach“ unter der Leitung von Franz Kellerer auf. Die 30 Musikerinnen und Musiker aus der Gemeinde im Landkreis Fürstentfeld-

bruck hatten ein sehr breites Repertoire an Stücken dabei.

Bange Blicke nach oben nutzten bis kurz nach halb sieben Uhr etwas, so dass es bis dahin trocken blieb. Doch dann, die Tänzerinnen der „Celtic Colleens“, Schülerinnen des Theresia-Gerhardinger-Gymnasiums in München, waren gerade dabei, ihren zweiten Auftritt zu beenden, da brach der heftige Regen los – traditionellerweise, muss man leider sagen, denn auch bei den Festen in den beiden vergangenen Jahren war das Wetter durchwachsen. Doch alle waren flexibel und ließen sich die gute Stimmung nicht verderben. Die Gäste flüchteten unter die aufgestellten Zelte oder ins Innere, die Musiker aus Maisach fanden unter dem Glasdach Obhut und spielten dort noch einige Stücke als Abschluss – obwohl es noch etwas hell war – „Der Mond ist aufgegangen“.



Der Eingang zum Fest im Park der Akademie war beim Schwabinger Maibaum.



Die „Blaskapelle Maisach“ spielte auf. Erst im Park...



... und als der Regen fiel unter dem schützenden Glasdach.



Kaum noch Stellplätze für Fahrräder, Anhänger und Kinderwagen: Der Altschwabinger Sommerausklang lockte viele Kinder und deren Eltern.



Ein beliebter Anziehungspunkt war auch der Streichelzoo.

Das wunderbare Lied mit dem bekannten Text von Matthias Claudius stand deshalb in diesem Jahr einmal nicht am Ende des Altschwabinger Sommerausklangs. Denn nachdem diese Töne verklungen waren, blieben viele Gäste trotz des ungemütlichen Wetter noch lange sitzen – vor allem diejenigen, die im Schloss Suresnes der Musik von Ernst-August Quelle (Piano) und Eric Stevens (Bass) lauschten.

Alles in allem waren Gastgeber, Gäste und Mitwirkende sehr zufrieden und hoffen schon auf den kommenden Sommer.

Das Nachbarschaftsfest, der Altschwabinger Sommerausklang, findet seit 1980 am Freitag vor Beginn des Oktoberfestes statt und ist ein kleines Dankeschön für die vielen Freunde der Akademie und für die Nachbarn, die an diesem Tag den Park der Akademie genießen dürfen, der sonst für die Teilnehmer der Veranstaltungen reserviert ist. □



Sieben Meter hoch ist die Kletterwand der Firma Manuel Stilb. Buben und Mädchen erklommen sie unermüdlich.



Die Hüpfburg machte den Kindern Spaß – und gab den Eltern Zeit zum Durchschnaufen.



Original k. u. k.-Pianomusik von Ernst-August Quelle (Piano) und Eric Stevens (Bass) im Schloss Suresnes.



Dr. Willibald Karl – hier beim gekonnten Verkaufsgespräch – ist einer der Autoren des neuen Buches „Schwabing. Zeitreise ins alte München“. Für rund ein Dutzend Exemplare fand er an

seinem Stand beim Viereckhof Abnehmer. Wer sich für das Werden dieses heutigen Münchner Stadtteils interessiert, findet das Buch für Euro 24,90 in jeder Buchhandlung.



Wirkten heuer das erste Mal mit: Die „Celtic Colleens“, die Irish Dance Troupe des Theresia-Gerhardinger-Gymnasiums, fanden ein interessiertes Publikum.



„Kasperls Spuikastl“, Traudl und Peter Schröder, lud zu drei Vorstellungen. Alle waren ausverkauft, wohl auch weil der Neue im Team, Rabe Giacomo, frech mitmischte.